



005

2222





Magazin für Jünglinge

oder

Sammlung

von

prosaïſchen Auffäzen,

Gedichten

und kleinen Schauſpielen,

in verſchiedenen Sprachen.

Vorzüglich

zum Gebrauch der groſſen Schulen

und Hauslehrer

herausgegeben

von

Johann Peter Willenbücher,

Rektor zu Brandenburg.

Zweite Auflage.

Berlin,

bey Arnold Weber. 1783.

Abhandlung für die

Abhandlung
von

Abhandlung für die

**BIBLIOTHECA
LYCEI
WERNIGERODENSIS**

Abhandlung für die

Abhandlung für die

L 206

Abhandlung für die





Vorrede.

Bei gegenwärtiger Sammlung wird die doppelte Absicht, welche ich dadurch zu erreichen gedenke, ihre Mittheilung hoffentlich rechtfertigen. Es giebt in Teutschland sehr viele große Schulen, deren Rectoren, oder andere Lehrer, jährlich, oder gar noch öfter, gehalten, wenigstens doch aus sonstigen Gründen genötiget sind, öffentliche Schulfeierlichkeiten anzustellen, manchmal auch um einer besondern Veranlassung willen freiwillig übernehmen. Wenn nun eine Schule zahlreich ist, oder dergleichen Vorfälle öfters kommen, so ist es einem Manne, der die alleinige, oder doch hauptsächlichste, Besorgung davon hat, zuweilen am Ende lästig

stig, alle die Reden, Gespräche oder kleine Schauspiele welche dabei gebraucht werden, entweder selbst zu verfertigen, oder doch aus etwa dahinein schlagenden Schriften solche zu sammeln und auszuheben, die entweder überhaupt gut sind, oder sich doch für diese und jene Person des Redners und die Umstände der Zuhörer schicken. Man schreibt sich endlich in solchen Materien gewissermaßen aus, die man jungen Leuten schicklich in den Mund legen, oder vor einer solchen Versammlung, als da zu seyn pflegt, sagen lassen kann. Und wenn man auch aus den, so sehr zerstreuten Quellen fremder Arbeiten etwas sammlet, so kann man es, besonders was Poesien sind, sehr selten ganz so gebrauchen, wie es ist, und sehr oft muß es, zum Teil oder ganz, nach dieser Absicht umgeschmolzen werden. Dies ist wieder eine Arbeit, die mit vielen Unbequemlichkeiten verknüpft ist. Sehr willkommen wäre also mir, (und so, dünkte ich, müßte es einem jeden andern in gleichem Falle seyn) wenn ein Mann vom Handwerk seine Arbeiten, die entweder in
ganz

ganz eigenen und neuen Auffätzen, oder auch hie und da in gesammelten fremden beständen, welche er umgeschmolzen, nach Erfordernis beschnitten, bereichert oder wirklich verbessert hätte, dem andern an einem fremden Ort durch den Druck mittheilte, um gelegentlich Gebrauch davon zu machen. Dazu kommen nun noch die Hauslehrer in ansehnlichen Familien, welche, nach gegenwärtiger Gewonheit, bei ihren anzustellenden Hausprüfungen, auch häuslichen Feierlichkeiten, gern ihre Lehrlinge mit kleinen Reden oder Gesprächen auftreten lassen, zu deren Vorfertigung sie oft, nach ihrer gewöhnlichsten Lage, nicht Zeit oder sonstige bequeme Stimmung des Gemüths haben. Diesen müßte eine solche Sammlung, so gut, wie obige, ebenfalls willkommen seyn, zumal sie auch sogar beim Unterricht, bei Uebungen im Lesen, deklamiren, im Uebersetzen in andre Sprachen, zur Erholung, zum sittlichen Unterricht, zur Uebung des Geschmacks und Scharffsinnes sehr bequem gebraucht werden könnte.

Ich habe daher, durch Ausgabe dieser kleinen Sammlung, den Anfang machen wollen, von meiner Seite die Pflichten in diesem Stück zu erfüllen, welche jeder Weltbürger und Amtsbruder dem andern zu dessen Erleichterung schuldig ist. Ich hoffe, daß man diese gute Absicht nicht verkennen werde, so wie ich hiermit eine Bitte und Aufforderung an meine Amtsbrüder an andern Orten ergehen lasse, sich durch mein Unternehmen anzuweisen zu lassen, ihre nutzbaren Arbeiten dieser Art der Welt und also auch mir nicht vorzuenthalten. Ich werde dankbar und gewis nicht der letzte Käufer seyn.

Die innere Beschaffenheit der Aufsätze selbst betreffend, habe ich dreierlei zu erinnern. Es sind einige darunter, die vielleicht, besonders mit einer geringen Veränderung, mit einer, gewissermaßen bessern Mine, als unter dem geringfügigen Namen von Deklamationen für die Schuljugend, ins Publikum hätten treten dürfen. Allein, da meine Hauptabsicht dahin gieng, solche Sachen zu liefern

liefern, die bei einer Feierlichkeit der Jugend, vor den Ohren Erwachsener und einer, größtenteils gelehrten, Versammlung, von Kindern, Knaben und Jünglingen so deklamirt werden könnten, daß sie teils nicht so auffallend höhere Gedanken verrieten, als man den auftretenden Personen, wenigstens in der ersten Ueberraschung des Gehörs, zutrauen könnte, als auch nicht so geringfügig ausfallen mögten, daß die Ohren die zu stärkeren Speisen gewönt sind, und die Versammlung, welche durchaus weiter, als die Sphäre der Jugend, hinaufgehende Gedankenreihen heget, das durch zum Ueberdruß und Langweile veranlasset werden müste; so habe ich auch diese zwei, schwer zu verbindende Gesichtspunkte darin zu vereinigen und zu erreichen gesucht. Wenn daher zuweilen die Sprache und Gedanken zu hoch für die Jugend, auf der andern Seite wiederum nicht vollständig genug für den erwachsenen Verstand scheinen dürfte, so wird jene zwiefache

und nöthwendige Absicht mich entschuldigen. Wäre diese Sammlung bloß dem Unterrichte der Jugend, und zwar in einem bestimmten Alter, gewidmet, wie wir schon einige dieser Art haben, denn würde diese Absicht auch noch verschiedene Veränderungen in gegenwärtiger Sammlung veranlassen haben. Uebrigens wird jeder leicht selbst sehen, welches Stück sich für ein Kind, einen Knaben, oder gymnasiastischen Jüngling, zur Deklamation oder zum Lesen schicke.

Die meisten dieser Aufsätze, zweitens sind von mir; einige wenige fremde, an denen ich verschiedenes geändert, sind darunter und mit E. v. bezeichnet. Sollte diese gegenwärtige Sammlung eine gute Aufnahme finden, so können vielleicht mit der Zeit noch einige ähnliche folgen.



Daß



Daß man Lebensarten gewöhnlicher-
weise aus unrichtigen oder unbedeu-
tenden Gründen wäle.

Ein Schauspiel für Kinder.

Helmbold. Glanzheim. Kunz. Moschus.
Dreiling. Klügel, der älteste.

Helmbold  Ich wollte, daß! — — hab'
ich mir nicht diese lange
Stunde hindurch fast alle
Ribben krum gefessen! — das verwünschte
Sizzen! — da, ohne sich zu rüren, angenas-
gelt zu seyn! — —

Glanzheim. (mit theologischem, altväteri-
schem Ton und Mine) Dafür haben Sie auch
etwas gelernet, was zu Ihrem zeitlichen und
ewigen Besten dienen kann.

U 5

Helms



Helmbold. O ja! zu meinem zeitlichen
denk ich nun gewis nicht. Freilich, wenn ich
eine Schlafmütze werden wollte, wie Sie,
denn. — Ich werde aber ein Soldat. O
wår ichs nur schon! das soll Ihnen ganz an-
ders klingen. Sehen Sie (macht die Panto-
mime) einen Degen an der Seite (sieht sich
nach der Länge desselben um) eine blitzende Unis-
form — ha, das Achselband! — (sieht sich
darnach um) ein prächtiges Pferd, (knallt mit
der Zunge) unter Pauken und Trompeten auf-
gebrochen und marschirt; — Ganze Tage lang
unter freiem Himmel; welche Lust! — Oder
bataillirt und Beute gemacht — in die Weins-
keller gebrochen und getrunken nach Herzens-
lust! denken Sie doch, so in Ungarn. — Und
— Freiheit, ach Freiheit! — Sagt mir
denn einer was, so zieh' ich vom Leder. — Und
wenn ich vollends General werde. —

Stenzheim. Aber wie werden Sie da Ih-
rer Seelen Seligkeit schaffen? das ist mir zu
eitel, zu gottlos. Mich auf ein Pferd zu setzen,
Trummeln und Pfeifen und das Getümmel
der Welt anzuhören? — — Nein. Des-
wegen werde ich ein frommer Theologe, weil
alle andre Lebensarten mir zu weltlich, zu un-
christlich sind. Mein Vater hat mir dieses oft
vorgestellet, und dabei bleib ich. Sie sind so
gewis ein Kind des Teufels.

Kunz.



Kunz. Was bringt Sie, mein lieber Flenzheim, so in heiligen Eifer? Ei, ei, was für ein finstres Gesicht! —

Flenzheim. Sollte ich mich nicht darüber ärgern? dieses Weltkind da will mir hier von gottlosen Sachen was vorreden.

Kunz. Ich merke, er hat Ihnen wieder was vom Soldatenleben vorgeschwätzt, das ihn im Kopfe sitzt.

Helmb. (Mit Freude.) Ja, ja, ja!

Kunz. Ei nun, lassen Sie ihn werden, was er will. Ich, zum Exempel, werde ein Jurist.

Flenzh. Warum das?

Kunz. Weil ich mich denn nicht, wie Sie, mit dem Griechischen und Hebräischen herumplakken darf; brauch' auch nicht viel Latein, wie mir einmal mein Vetter, der Bürgermeister in Neustadt gesagt hat, weil ich denn keinen schwarzen Koff tragen darf, wie mein Vater —

Flenzh. Einen schwarzen Koff? Hum! —

Kunz. Ist was ekliges. Weil ich denn auch nicht so fromm seyn muß, wie Sie, Herr Schwarzrock; weil ich euch, Herren Schwarzröcken und Jedermann denn bes — selen kann; sintemalen und alldieweilen, nachdem und wel-

cher-



welchergestalten — — und wir, beschloffen haben, was maßen ic. — Ach! da werde ich mich freuen! —

Helmb. Schweigen Sie, schweigen Sie, das ist alles noch nichts gegen die Pracht einer einzigen Wachparade. Werden Sie doch lieber ein Soldat.

Kunz. Mich todt schießen zu lassen? — Pfui, das brennt auf die Haut!

Flenzh. Ach, ach, ach! Mein, das ist nichts gegen die Ehre, wenn man auf der Kanzel steht mit Mantel und Kragen. Was ist das nicht schon für eine Lust, wann ich mir nur jetzt eine Schürze von Mamaen umhänge und auf ein Paar Stüle klettere und predige, so was ich weiß! lezt kam unser Andres und die Kathrine dazu. Sie fiengen bitterlich an zu weinen; und nun nennen sie mich den kleinen Paster. Gottlieb sagen sie, Er wird gewis noch unser Herr Paster, oder gar (läßt eine Anwandlung von Stolz blifken.) ein Superintendent werden.

Moschus. Wie befinden Sie sich meine Herren?

Alle. Noch recht wohl; noch nichts zu kuriren, Herr Moschus —

Kunz. Sie bleiben doch noch immer bei dem Entschlusse, ein Arzt zu werden, und warum?

Mosch.



Mosch. Erstlich, mein Großvater war auch ein Doktor. Da sagt nun meine Mutter immer, was das für ein großer und vornehmer Mann gewesen ist. Wenn er einen Sohn gehabt hätte, der hätte gewiß auch einer werden müssen; aber er hatte nur eine Tochter, und das war meine Mutter.

Helmb. So? also darum?

Mosch. Und denn hat er auch noch viele Bücher gehabt; die stehn da in der alten Kammer oben. Die sollen recht viel werth seyn, und die kann ich denn doch bekommen.

Kunz. Darum würde ich noch kein Doktor.

Helmb, lacht) Die alten Schindker! *)

Mosch. Und denn — denn bin ich ein ganzer Kerl, wenn alle Leute mich brauchen. In Kutschen lassen sie mich denn holen. Und wenn ich ins Haus komme, da ist alles um mich herum und venerirt mich wie ein Orakel, sagt meine Mama. Denn müssen sie auch brav bezahlen, und ich sammle mir Geld über Geld. Ich habe ein lateinisches Sprüchelgen mir gelernt: Dat Galenus opes.

Kunz. O! — Iustinianus honores.

Flenzh.

*) (Bestäubte und altmodische Bücher. Proviuzialwort.)



Flenzh. Pontificat Moses.

Helmb. Freilich, cum sacco per ciuitatem. Weiß auch ein Wörtgen Latein, wenns schon nicht viel ist. —

(die andern lachen außser Flenzheim.)

Dreifling. (der schon vor einiger Zeit eingetreten war.) Ihr seyd alle unrecht dran, Kunz der. Handelt und werdet Kaufleute; denn braucht ihr alle eure große Mühe nicht. Sehet, wie bequem mir schon jetzt meine Schuljare werden, und wenn Sie, mein Flenzheim, einst noch bei den Hebräischen Punkten schwitzen müssen, wenn Kunz sich noch mit Äkten schleppt, wenn Moschus alle Knöchelgen des Menschen zählen lernen muß, und Helmbold bei Wasser und Brod auf der Erde kampirt, da bin ich schon in guter Ruhe und sitze bei einem Glas alten Rheinwein. Denken Sie doch, Reichthum, Vergnügen und alles, was man wünschen kann, ist mir auf die leichteste Art gewis. Wenn ihr einst in meinen Laden tretet, wie werdet ihr euren bösen Beutel verwünschen, wenn aus allen Ecken Kostbarkeiten hervorschimmern, die ich habe und ihr nicht haben könnt, He!

Helmb. Könnens ja kaufen, mein lieber Dreifling. — —

Dreil. Wenn ihr Geld habt, Herren.

Kunz.



Künz. — Denk es wohl auch einmal zu haben — Die Juristen hab' ich wohl gehört, wissen es schon zu machen, daß sie den Leuten an den Beutel kommen. — Was fehlt mir aber dann?

Helmb. Herr, ein einziges gutes Kommando auf Brandschätzung — und ich kaufe ihn mit Haut und Haar und seinem ganzen Laden kahl aus.

Dreil. Was ich bald vergessen hätte — Ich bin denn an kein Amt gebunden, freier und mehr Herr, als ein Minister, hat man mir gesagt.

Helmb. Sein Glück, daß Er nicht gesagt hat, als ein General.

Dreil. Auch das.

Helmb. (hizzig.) Was?

Klügel. Was haben Sie? das geht ja so hizzig her. — Warum?

Helmb. Können Sie sich so was vorstellen, das Soldatenleben sey nicht das beste? Nicht wahr, Herr Klügel, Sie denken, wie ich?

Klüg. Es ist ein nützlicher und rümlischer Stand; Aber —

Helmb. Was, aber? —

Klüg.



Klüg. Aber, wolt' ich sagen, ich mögte Sie so — nach einem Feldzuge, besonders wo es etwa schmale Bissen giebt, wo man manchmal zum Trinken die Pfützen sucht; Nach einigen Schlachten, wo Sie so die wesentliche Pracht des Soldaten lebhaft vor Augen gesehen hätten —

Helmb. Warum nicht?

Klüg. So gesehen hätten, wie knirschende Schwerter in Menschenschädel faren, — wie vor dem feurigen Rachen donnernder Kanonen unabsehbliche Reihen der Krieger, Väter, Söhne, Brüder, in den Sand stürzen, der bald mit einem Blutstrom überschweimmt ist, in welchem sich diese Unglücklichen mit einem Zetergeschrei herum wälzen, und nach und nach ihren Geist auszappeln, (Helmbold stutzt immer mehr,) wenn nicht etwa der wohlthätige Huf eines überhinstraubenden Pferdes, sie frühzeitiger zermalmet. — Wie gefällt Ihnen diese Schilderung eines gewissen Schriftstellers?

Helmb. (wird gerührt, faßt sich aber bald) Nun daran muß man nicht just denken.

Klüg. Oder wenn denn Ihre niedlichen Füßgen zerschossen und plumpe Klotze drauß werden, daran Sie hübsch nachzuschleppen haben: Ihr Gesichtgen so quer über einige tiefe
Schlan-



Schlangentlinien aufzuweisen hat, wie die Wasserfurchen auf den Saatsfeldern —

Helmb. Mit dem letzten vertrüg ich mich wohl noch.

Klüg. Wenn Ihre Equipage etwa drei bis viermal in die Verwahrung der Kosaken gekommen wäre — und denn die brauchbaren Fäße zu Hause auch ausgestorben wären, wie? — wie? wie da, Helmbold?

Helmb. Kurasche! —

Flenzh. Dafür hab' ich besser gewäkt. Ich hoffe nicht lahm geschossen, nicht geplündert zu werden, bei meiner Theologie.

Klüg. Freilich nicht. Aber wird es Ihnen einmal eine angenehme Freude seyn, wenn Sie bei den eifrigsten Bemühungen die Menschen zu bessern, bei den redlichsten Absichten, bei den vernünftigsten Vorstellungen, von Leichtsinrigen verspottet und von Boshaften offenbar oder heimtückisch gehasset werden?

Flenzh. So?

Klüg. Ueber den Schwarzrock gehts —

Kunz. Gewaltig mit Bürsten her, sagt mein Vater.

Helmb. Auf dem schwarzen hängt auch so viel Säfergen und Staub hab' ich immer gehört.

§

Klüg.



Klüg. Mein, es ist nur mehr darauf zu sehen, mein lieber Helmbold.

Flenzh. Das wäre denn das Kreuz, das man einmal tragen müßte, wenns nicht anders ist.

Klüg. Wenn Sie sich manche unschuldige und menschliche Vergnügungen dann werden versagen müssen, um das unverständige Vorurteil nicht zu beleidigen, weil Sie dadurch Ihr Ansehen bei dem größten Haufen verlieren würden, wie wird Ihnen das gefallen?

Flenzh. (denkt.)

Kunz. Aber ein Jurist hat dies alles nicht nötig, der fährt gerade durch und lehrt sich an die ganze Welt nicht.

Klüg. Warten Sie nur, wie Ihnen künftig halb mannshohe Stöße von trockenen Ästen, die Sie werden durchwülen müssen, schmecken werden; wie Ihnen das tägliche Gezänke vor Gericht um die Ohren summen wird; welche angenehme Beschäftigung es seyn kann, zeitlebens entweder selbst auf Hänke zu sinnen, oder sich gegen Hänke zu wehren. —

Kunz. Was? was?

Mosch. (fällt ein, und nachdem Kunz sich vergeblich bemüht, zum Wort zu kommen, geht er mit Kopfschütteln eines Widersprechers auf die Seite) Also — also — seht ihrs Kinder, daß ich besser, wie ihr dran bin.

Klüg.

Klüg. Auch Sie werden Ihr Pätgen schon finden.

Mosch. Wie so? Ich denke als ein Doktor recht ruhig zu leben.

Klüg. Und werden nicht einmal ruhig schlafen dürfen. Nicht die Mitternacht, nicht die schrecklichste Kälte, nicht Regen und Donner wird Sie schützen; Sie müssen heraus.

Mosch. Nun dafür giebt's denn auch Dukaten in Menge.

Klüg. Die Taschen werden nicht bersten, mein Freund. Und bezahlt das Wenige Ihnen die Gefahr, worin augenscheinlich Ihr Leben schwebt? Nicht die schlimmste Krankheit dürfen Sie scheuen; Sie müssen sich ihr nähern. Und sind sie gar Landphysikus, so müssen Sie auch bei der Pest hervor.

Moschus (stutzt, erholt sich aber) das ist auch alles Schlimme, und kommt dazu selten. Es soll jetzt keine Pest mehr geben.

Klüg. Wenn Sie nun bei einer merklichen Kur einmal unglücklich sind? — Wer muß leiden, als der Doktor, und wenn er noch so unschuldig ist? Sie sollen unsterblich machen können, wie Gott. Denn schreien ihre Handwerksgenossen: der Ignorant, der Quacksalber; und sie sind um die Hälfte Ihrer Ehre und Ihres Brodts.



Mosch. O meine Gelehrsamkeit soll so groß werden, daß die andern nichts gegen mir sind, und Moschus alles in allem ist. Da werden sie nicht wachsen dürfen.

Dreil. Dem sey, wie ihm wolle, nur sehe ich noch mehr, wie gut ich gewält habe. Dies alles trifft den Kaufmann nicht. Ich näre mich vom Handel; wer was haben will, muß bezalen; wem's nicht ansteht, der läßt's liegen, und damit Gott besolen. — —

Klüg. Wenn Sie die Bazzen noch nicht im Kasten haben, so müssen Sie Jedermann's ganz ergebenster Diener um drei Pfennige seyn.

Dreil. (empfindlich.) Das bitt' ich mir aus. —

Klüg. Mein Freund, Thalerweis kommt's nicht gleich geflogen, sagt der alte Herr Reichard dort an der Ecke; ich hab' es mir müssen um Pfennige sauer werden lassen. Fragen Sie ihn.

Dreil. Das ist dann meiner Bedienten Sache.

Klüg. Und noch mehr die Ihrige. Sie müssen auf alles genau merken, Ihren Ladensdiener und Buchhalter aufpassen und in Geschäften der Erste und Letzte seyn. Sonst bekommt der Geldkasten tausend Löcher und die Münze Beine und Flügel.

Dreil.



Dreil. Da müßt' ich sehr dumm seyn —

Klüg. Das dachte der unglückliche Guldenstern auch; aber Haus und Laden ist fort und er sitzt im Arrest.

Dreil. Wenn man klug ist, kann man nie um sein Vermögen kommen.

Klüg. Wissen Sie denn auch, daß die Kaufleute vor einer prächtigen Weste öfters tiefe Bücklinge machen, die sie gern bezahlt haben mögten? —

Dreil. Das ließ ich fein sauber bleiben.

Klüg. Wie aber, wenn der Gläubiger ein vornehmer Herr ist?

Dreil. So muß man ihm nichts borgen.

Klüg. Der Kaufmann der ganz und gar nichts auf Kredit hat und nimmt, wird einen erbärmlichen Handel, oder gar keinen haben.

Dreil. Nun! — Kaufmannskredit — mit Kaufleuten, das ist was anders.

Klüg. So? aber was ist denn ein Bankerut? Wie? was? — Wenn Sie durch fremde Bankerute, worin der ehrlichste Mann auch das Seine verlieren und folglich wieder einem andern nicht Wort und Kredit halten kann, um Ihr Vermögen kommen, — denn spielen Sie den großen und vergnügten Herrn.



Dreil. Das ist nun freilich schlimm. Aber — wie wissen Sie das alles, mein lieber Klügel, was Sie uns da vorgefagt haben? Sie haben ja an allen Ständen was auszufezzen?

Klüg. Ich habe drüber gelesen, ich habe Leute von allerhand Lebensarten um das Gute und Schlimme ihres Standes befragt.

Kunz. Sie werden also am allerklügsten wählen. Was wollen Sie werden?

Klüg. Ich weiß gar nicht, wozu ich mich entschließen soll?

Alle. Das ist noch ärger.

Glentz. Also werden Sie gar nichts?

Helmb. Ich dünkte, Sie würden ein Goldmacher; das ist gar nichts. Ich werde doch ein Soldat, Sie mögen sagen, was Sie wollen. (ab.)

Glentz. Und ich doch ein Theologe. (ab.)

Kunz. Und ich doch ein Jurist (ab.)

Dreil. Ich auch ein Kaufmann. (ab.)

Klüg. Und ich? — (bleibt stehen) Weiß der Himmel, (tritt unruhig ab.)

Daß



Daß es zum Glück der Welt gut sey,
daß wir uns gemeiniglich aus dunk-
len Trieben, oder auch eingebildeten
Vorteilen, zu einer Lebensart ent-
schließen.

Mein Herr!

Sie haben gelächelt, als Sie diese jungen Leute von ihren Gründen, warum sie eine Lebensart erwählen wollen, so aufrichtig haben sprechen hören. Vielleicht haben manche unter Ihnen hier das Andenken an die ehemaligen Empfindungen und Schlußart ihrer Kindheit über eben diesen Gegenstand erneuert gefunden. Sie erlauben, daß ich dieses als eine neue Bestätigung dessen ansehe, was in dem Gespräche behauptet worden ist. Ich will mich bemühen, mit Wenigem darzuthun, daß es zum Glück der Welt gut sey, daß wir uns gewöhnlicher Weise aus dunklen Trieben, oder auch eingebildeten Vorteilen, zu Lebensarten entschließen.

Wenn die Endzwecke Gottes mit der Welt insgesamt erreicht werden sollen; wenn das menschliche Geschlecht die Seligkeiten alle genießen soll, welche die Vorsicht für dasselbe bestimmt hat; wenn dieses gesamte Glück aus



unendlich vielen, von einander verschiedenen Ursachen und Wirkungen, als aus verschiedenen wohlthätigen Quellen, zusammenfließen muß; wenn die Mannichfaltigkeit, durch deren weise Anordnung die wirksamste und anziehendste Schönheit entstehen muß, erreicht, und überhaupt allen unsern Bedürfnissen abgeholfen werden soll; so müssen die Menschen, eben so, wie sie viele eigentümliche Gaben, wie sie alle verschiedene Gesichtszüge und Bildungen von den Händen der Natur erhalten haben, auch in ihren Neigungen und Lebensarten eine mannichfaltig verschiedene Bahn betreten. Der eine muß uns den Himmel und die Gestirne kennen lehren, um die Zeiten nützlich zu berechnen, und dem Schiffe auf dem ungewissen Meere den Pfad durch die Wellen vorzuzeichnen; oder er zieht unsern Blick ins Unendliche, und läßt uns, so viel schwachen Sterblichen vergönnet ist, ins ungeheure Weltall hinauf und hinunter schauen, um die würdigsten und erhabensten Begriffe von Gott, dem ersten Urheber dieser Wunder, das rührende Erstaunen, die große Freude und die inbrünstigste Liebe gegen ihn, die ewige und unverseigte Quelle des Lebens, in uns zu entzünden. Er spürt den Gang von tausend Welten nach; er umspannt ihren ungeheuren Körper durch Maas und Zal; giebt die Fernen an und zeichnet ihre Kreise. Er findet die wohlklingendste



gendste Harmonie in den größten Verschiedenheiten, Ordnung in unendlicher Mannichfaltigkeit und Zerstreung, Weisheit in den scheinbarsten Widersprüchen, gütige Fürsorge und obwaltende Leitung bei der größten eigenen Thätigkeit und Freiheit. Der unsterbliche Haller sagt:

„Ein Neuton übersteigt das Ziel erschaffner Geister; findet die Natur im Werk und scheint des Weltbaus Meister. Er wiegt die innre Kraft, die sich in Körpern regt, den einen sinker macht, und den im Kreis bewegt; und schlägt die Tafel auf der ewigen Gesetze, die Gott einmal gemacht.“

Ein anderer dringt, durch Nachdenken und geheime Versuche, in die verborgenste Natur der Wesen: Vor ihm entschleiert sich der Abgrund menschlicher Wissenschaft, die sich dem Anschau göttlicher Klarheit nähert und den Blick gemeiner Sterblichen weit hinter sich läßt. Innere Kräfte, Bau, Zusammensetzung, Verhältnis, Dauer, Triebe, Bestrebungen, Verhältnis und unzählige andre Erscheinungen offenbaren sich seinen geweihten Augen. Ein neuer Prometheus

— — befielt den Himmel wieder,
Zieht Blitz und Stral aus Staub, und findet
dem Donner Brüder. —

Andre zählen der Dinge Schaaren und ordnen sie nach Namen; von der Eeder bis auf
B 5 den



den Iſop, vom Elephant biß außß Inſekt erzä-
len ſie unß vergnügende Wunder. Einige wie-
derum ſpüren die heilsame Pflanze in dem öde-
ſten Schlußwinkel eineß einſamen Berges oder
Tals auß; lernen ihre Tugenden kennen und
heilen unſre Wunden und frißen unſer Leben.

Ein andrer wagt eß, auf einem zerbrechli-
chen Holze, ſtürmiſche Meere zu durchziehen,
und umſchiffet der Erde Rund, um neue Welten
zu entdecken, mit deren Schätzen wir bereichert
werden. Er verknüpft die Bewohner der Erde,
welche unfreundliche und neidiſche Fluten tren-
nen, in ein Band, daß ihr Menſchenglück er-
höht und eß möglich macht, die Früchte ihreß
Geiſtes, Aufklärung und Künſte ſich mitzutei-
len. Andre hingegen ſchützen daß Vaterland
vor feindlichem Anfall durch Klugheit und Ta-
pferkeit und vergießen, wenn eß befiehlt, rüm-
lich für daßelbe ihr Blut, da unterdeſſen noch
andre Gerechtigkeit, Tugend und Religion in
demſelben lehren und aufrecht erhalten, und der
größte Teil, durch ſeine nützlichen und vergnü-
genden Künſte und den Bau der Erde, unß Nah-
rung, Bequemlichkeit und Luſt verſchaffen und
mit den Schätzen der Felder weißlich und glük-
lich wuchert.

Der Saß, daß die verſchiedenen Lebensar-
ten für daß allgemeine Wohl notwendig ſind,
ſcheint



scheint aus dieser kurzen Betrachtung schon hinlänglich zu erhellen. Man kann keinen einzigen Stand, wenigstens keinen hauptsächlich, aus dieser Kette der allgemeinen Wohlfart herausnehmen, ohne das Ganze zu unterbrechen und zu zernichten. Wenn wir nun zum voraus die unangenehme Seite und die Beschwerlichkeiten einer jeden Lebensart denn, wenn wir wählen sollen, genau vorher wüßten und überlegten; so würden wir gewiß, wie der Dialogist Klügel an seinem Beispiel gezeigt hat, entweder ganz ungeschlüssig seyn und gar nichts wählen, mithin der Welt in keiner erlangten Fertigkeit einmal nützlich werden; oder wir würden zu lange wählen, und darüber die Bildungszeit zu diesem Geschäfte ungenützt verstreichen lassen und nachher, wenn wir uns auch endlich entschlossen, alsdenn, wenn wir schon handeln sollten, erst lernen wollen und müssen; oder welches ganz ausgemacht und sicher ist, wir würden lange nicht mit dem Eifer in unsern jugendlichen Bemühungen uns um die Erlangung der gehörigen Fertigkeit und die Vorerkenntnisse zu einer Lebensart bestreben, wenn uns nicht lauter Schimmer von ferne her an dem gehofen Ziel unsrer Arbeiten entgegen glänzte, und nur wenige Wolken das Licht trübten. Die Vorstellung des Traurigen in einer jeden Lage des menschlichen Lebens würde uns als eine schwere Last auf dem

Schul-



Schultern liegen und unsern Lauf, wo nicht ganz hemmen, doch unendlich langsamer und ermüdender machen. So aber wälen wir als Kinder oder Jünglinge, ehe wir zu beurtheilen fähig sind; wir laufen nach dem gewünschten Ziel, ehe wir es kennen; und wenn das Loos einmal geworfen ist, dann streben wir mutig die lange Strecke hinan. Wenn wir denn Stellen entdecken, die uns minder gefallen, so ist es zu spät umzukehren und eine andre Bahn einzuschlagen. Dann sind wir gefangen und müssen aushalten. Man nehme noch dazu, daß manche Lebensarten, die für die Welt unentbehrlich sind, mit mehr unangenehmen Dingen durchflochten werden, als andre. Zu diesen würde sich kein Liebhaber finden, wenn die reife Ueberlegung vor der Bal vorhergienge. Wie unglücklich würde aber denn die Welt seyn, wenn sie solche wesentliche Vorteile missen sollte. Doch, dafür hat die Natur gesorgt. Triebe, deren Gründe wir nicht erklären können, Vorteile, die wir allein von ferne erblicken, oder gar nur in unsrer Einbildungskraft erträumen, sind die großen Springsfedern, die uns in unsern ersten Jahren vermindgen, mit solchen vergnügenden Eifer eine Lebensart zu ergreifen, wovor wir uns bei reiferer Ueberlegung klüglich gehütet haben würden. Junge Thiere lassen sich leicht fangen; aber die Alten sind zu erfahren, und daher

schüch-

schüchtern und vorsichtiger. Ein alter Mann, der alles vor den Richterstuhl seiner kalten Vernunft ziehet, weiß immer alle Schwierigkeiten, alles Unangenehme, alle schlimme Folgen einer Sache. Daher ist er, wie Horaz sagt, immer

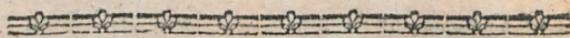
Difficilis, querulus, iners, dilator

in jedem Falle, oder er entschließt sich gar nicht. Der Jüngling hingegen glaubt alles zu verstehen, alles zu sehen, was je ein scharfsinniges Auge sehen kann; in den Faren, nemlich, wo das deutsche Sprichwort sagt, daß sie Gras wachsen hören. Da wird nun am schnellsten und sichersten geurteilt, wo am wenigsten gedacht wird. Das hizzige Blut macht den Jüngling, so wie in seinem Gang und Sprache, also auch in seinen Entschlüssen behende und übereilt; und wenn ihm ja etwas erscheint, was ihn in seinem Wahn stören könnte, so erhält ihn seine starke Einbildungskraft und sein Eigensinn in den freiwilligen Fesseln. Hier trifft es ein:

Er glaubet kräftiger, je weniger er weiß.

Ihm wird der weiseste zu schwache Stricke
legen;

Er spricht ein trozzigs, Ja! und löst sich mit
dem Degen.



*De antiquitatis studio utili pariter ac
jucundo.*

Antiquitatis studium, Auditores, hoc est earum rerum cognitionem, quae ante nostram non solum memoriam aut gestae sunt aut fuerunt, sed etiam quae a priscis inde generis humani primordiis repetuntur, a multis non in eo, quo dignum fuerat, loco poni, imperitorum non solum temeritate et negligentia, sed etiam vel doctorum subinde hominum fastidio satis declaratur. In quibus enim, ut diligentissime cognoscerent, viri excellentes ingenio atque doctrina elaborauerunt; ea, si nonnullis fidem habeas, qui studiorum, ut agunt, noua quadam ratione antiquorum superare se existimant prudentiam, ineptis et sordidis concedenda vnice sunt puero- rum magistris. Verum hic eos maxime falli, nec esse quidquam in omni studiorum genere, quod magis vel laudari vel suaderi possit, siue ad vtilitatem siue iucunditatem rei spectes, haud difficile est adeo certis euincere argumentis, ut qui neget, jure id facere nullo modo posse videatur. Quam ego mihi rem, si aurium vestra- rum benevolentia me dicentem adjuuerit, breui- ter sumsi demonstrandam.

Primum itaque commendatur antiquitatis stu-
dium vtilitate, quae vel in literarum negotio,
vel



vel in republica, vel denique in vniuersum recto quodam de nostris rebus iudicio cernitur. Quid quaeso! magis est frugiferum et salutare, quam doctrinae multiplicis et artium honestissimarum, quibus excolendis omnis aevi praestantes ingenio viri operam dederunt, quasi natales, rationem antiquam, auctores fortunantque cognoscere? Eius rei fata didicisse, in qua sola inest generis humani decus et ornamentum, salus, deliciae? Quo enim modo quaeque inuenta posterisque tradita sint, quibus de causis aut deminuta, aut etiam aucta et magis diffusa peruulgataque sit, aut denique caligine oppressa perierit rerum scientia praestantissimarum vitaeque hominum salutarium; quibus auxiliis restituta sit et reddita iterum lux mortalium oculis; quae nam ex vsu iudicata sint vtilissima quaeque, eodem iudice, minoris sint existimanda, haud vulgaris, si verum fateri volumus, putanda est cognitio. Ex eo enim tibi et tuis rebus consilia et praecepta vtilissima, si sapias, ducere potes. Incitat nempe te et exhortatur virtus et diligentia majorum, vt annitare, ne, si non superior, tamen, ne inferior illis sis; monent autem vitiorum ejus aevi te documenta atque docent, quid fugias, aliorumque, vt ajunt, damno sapias. Ex paruis autem et contemnendis adeo initiis, immo ex re inopinata, ingentis momenti res exortas inuentasque datas, atque, si quem naetae essent



essent, qui ingenio sollertiaque praestaret, in magnum ita laudem prouectas, vt hominum saluti quam maxime illis consuluisse viderentur, id haerere te, si quid simile horum tibi olim eueniat, id meditantem, id incumbentem te nouae rei faciat necesse est. Ex quo quia salubria hominum vitae excogitentur, fieri omnino aliter non potest. Quid? quod multa, nostro jam saeculo plane ignota, ab antiquitatis testimonio, ex vetustioribus cognita et in vtu fuisse, commonefactis sunt aut iterum inuenta, aut ex prisca illis restituta monumentis? Cui igitur id debemus, nisi antiquitatis studio?

Deinde etiam quiuis mecum attente cogitet, quoniam auctores illi, immortalitate ob ingenii et doctrinae excellentiam donati, nobis tandem essent, nisi antiquitatis, quae dicitur, studium, id est, hominum antiquorum, regionum, locorum, urbium, morum deinde et institutorum notitia, lucem illis, vndeunque accensam, attulisset et perspicuitatem. Neque enim legere istos valemus, nisi his imbuti, instrumento ad rem vtamur antiquitatis scientia. Quod si illi, vt a bis mille saeculis iudicatum est, vtilissimi sunt existimandi, et illa putanda sunt vtilissima, quibus ducibus aditus nobis ad ipsos patet, atque sine quorum opera fructus illi ingentes, quos scriptorum lectio affert antiquorum, percipi nullo modo possunt.

Nec



Nec praetermittenda est illa hujus studii utilitas, aut in minimis ponenda, quae conspicitur in iuuanda republica. Omnes enim, qui vel pace vel bello bene administrandis rebus publicis clari quondam ac nobiles fuere, studiosi monumentorum antiquitatis, aemulique gloriae majorum non tantum in iuuentute, sed etiam proiectiore iam aetate, fuisse perhibentur. Non enim solus Themistocles ob Miltiadis insignia noctes agebat infomnis; non solus Alexander Homerum assidue lestitabat, cuius libellos vel dormiens sub capite reponebat; nec soli Romani, de constituenda reip. forma praeclare solliciti, Solonis inclytas leges perlegatos describi curauerunt, aliarumque Graeciae ciuitatum, antiquissimarum scilicet, instituta, mores et jura noscere eos voluerunt; sed in vniuersum omnes, ne plura addamus, licet in promptu sint hujus rei singularia documenta, qui vel belli vel pacis artibus nominis sunt consecuti immortalitatem, studio hoc vel incitatos et erectos, vel etiam aliqua saltem ratione doctos et prudentiores esse factos. Id quod ex rebus gestis dictisque illorum satis apparet. Graecarum namque ciuitatum instituta multa, immo plurima ex Aegyptiorum ratione vel Asiaticorum hauserunt, Romani fere omnia a Graecis, nos ab Romanis, a nobis multae gentes, qui se ad nostrum componunt exemplar, item plurima. Neque ego non crediderim,

C

quia



quin vlla vnquam bene constituta ciuitas ex aliis, praesertim antiquioribus, aliquid admixtum sibi non ostendat. Neque hoc per plebem factum possumus existimare, qui nihil aliud, quam quod ante pedes est, videt aut curat, sed magnorum et illustrium in ciuitate virorum negotium illud erat, prospicere reip. saluti vel in constituendis vel regendis ciuitatibus. Cui vero rei pares omnino futuri non fuissent, nisi liberalibus quibusdam studiis imbuti, quo praeter dicendi facultatem, etiam vetustissimorum et peregrinarum rerum consequerentur notitiam, paulo plus cernere populo didicissent. Quis plebejus inter Graecos Aegyptiorum nosset iura legesque? Quis e plebe Romana de praestantissimis Solonis legum commentariis audisset, vel perspectum haberet, posse eos in bene ordinanda Romanorum rep. adhiberi? Viri itaque in ciuitate principes aut iter faciebant in eas terras, quarum antiquissimae et bene constitutae essent ciuitates, vt de Lycurgo memoriae est proditum, aut, si essent, commentarios antiquorum assidue voluebant, quibus eam prudentiam, qua in gerendis magistratibus vterentur, vel quaerent, vel ornarent.

Quid? quod insigne nobis est huius rei domesticum plane et praesens exemplum. Fridericus enim iure aeternumque maximus, Borussorum vel dux belli clarissimus vel legislator sapientissimus,

Quo



Quo nihil majus meliusue terris
Fata donauere bonique diui,
Nec dabunt, quamuis redeant in aurtum
Tempore priscum —

qui suis laudibus vel summorum, quos omne
aeuum vidit, virorum gloriam solus obscurauit,
is, inquam, Fridericus, nobis pariter ac posteris
sacrosanctus deuenendusque, nonne antiqui-
tatis studiosissimus et fuit et est? Nonne vetu-
stissimorum populorum, qui quidem digni es-
sent, gesta animo est complexus? Nonne duces
belli claros quorum nominis fama permanauit ad
posteror, omnes nouit, admiratus est imitando-
que superauit? Proeliis interfuisse, vrbes vna
expugnasse videtur, si ex acri de his rebus ju-
dicio coniecturam facere velis? Ciuitatum recto-
res, quas meriti essent, laudibus condecorauit
justissimis; legum antiquarum latores sapientissi-
me iudicauit; poetis aurem praebuit; cum phi-
losophis disputauit. Scripta enim ejus, quae
praestantissima edidit, legisse, facta vidisse, di-
cta meminisse, id animaduertere, id scire est.
Quin etiam in minoribus adeo quam laudem
meruit, aedificiorum dico rationem magnificam,
et artem praestantissimam, in quibus stupemus,
signa et tabulas, in quibus haeremus, in quibus
exclamamus, ea praecipue ex sensu et notitia an-
tiquitatis ornata videmus, vt si Berolinum, sci-
entiae



entiae omnis artiumque sedem florentissimam, aut Potesdamium ingrediare, Athenas te aut Corinthum venire existimes.

Hic mihi quosdam audio obloquentes, negare quidem non posse, quin praestantissimi viri rerum antiquarum fuerint aut sint periti, verum iurene id faciant an injuria, id quaeri. Cui respondere difficile omnino non est. Primum enim antiquitatis monumenta continent in sese multa praeclara et eximia, quorum usus et imitatio perquam utilis esse potest. Nam scriptorum lectio omnis generis praestantissimorum, quos antiquitati debemus, rei apud veteres militaris ciuilibusque notitia, artium et operum elegantissimorum cognitio, quaeque huc referri amplius possunt, jam per se expetendae sunt et magni existimandae, quia sapientiae et ingenii vt ita dicam, reliquias hoc studio conseruamus. Quae omnia, si viri in rep. principes, si doctores et magistri, si artifices aut tenent aut discunt, ad augendam et promouendam communis vitae vtilitatem, adeoque et vniuersorum et reip., valere plurimum intelligimus. Deinde etiam vel maxime illa splendet hujus cognitionis vtilitas, quod quae orta apud veteres illos videmus in ciuitate instituta, quaeque culta maxime studia, ea non solum quibus de causis orta sint et aucta ita, vt in immensum fere excreuerint, videmus, sed etiam intermissa tandem plane quomodo



modo perierint, datur conspiciere. Regna et ciuitates maximas opulentissimasque videmus nasci, florere, pacis statum ornare, bella gerere, imperare, labefactari, ruere, seruire. Quibus id effectum sit rebus, cognoscere, quis neget, esse vtile ei, qui reip. praesit? Quo, vt cum Liuio loquar, non modo eo intendat animum, quae vita, qui mores fuerint; per quos viros quibusque artibus et parta et aucta rerum salus sit publicarum; sed vt, quod praecipue in cognitione rerum frugiferum est ac salubre, omnis exempli documenta, velut illustri posita loco intueatur; vnde sibi suaeque reip. quod imitetur, capiat; inde foedum inceptu, foedum exitu, quod vitet. Optime enim de re qualibet iudicatur, postquam de euentu eius constat. Quo intelligimus, ex praeteritis coniecturam esse facillimam certissimamque futurorum. Ac ne quis eam laudem non magis antiquitati, quam omni, etiam proxime ante nos rerum gestarum, historiae pari modo tribuendam existimet, probe illud teneat, nullam esse nec illustriorem, liberio-rem a spe metuque, aut verio-rem rerum narrationem, quam quae antiquitatis tradat facta. Nam licet obscura quaedam et incerta etiam antiquitatis insint monumentis, tamen veteri, quam dicunt, historiae palmam prae recentissima tribuendam haud negauerim. Historiarum enim scriptoribus, qui de antiquis tradiderunt et Grae-



corum Romanorumque factis, ego quidem, qui inter recentiores scribendi arte pares sint habendi, video neminem. Liberior deinde etiam et quadam ratione verior istorum narratio est, cum nec ita celata a principibus consilia olim sint, ut jam nostris saeculis plerumque factum nouimus, nec rerum euentus ita studio, vel spe vel etiam metu, quem praesertim principum in suos, nostro aevo nullis limitibus circumscripta, potestas scribentibus iniecit, detorquerentur ad erroris, ne dicam mendacii persuasione, cum et plures, ut in rebus est publicis, scirent, quae agerentur, plures ea cuperent, quae alii nollent, plures essent, qui non solum in vna ciuitate, quae gesta essent, scriberent, sed etiam in multis. Quibus addendum et illud, quod scripta ista, ut vsus aliquis aut lucrum auctoribus ex illis esset, continuo in lucem omnino, operae literarum impressorio, ut nunc est, palam emittenda non erant, quo in inuidiam aut odium scribentes incurrerent potentium; sed priuatorum continebantur parietibus, a priuatis emta, laudata vel etiam reprehensa. Quis autem est, qui putet, maluisse tunc aliquem, qui pleraque, quae sua, aut proxima ante suam, gesta essent, aetate, nosset, falsam ac fictam emere quam ueram rerum fidamque narrationem?

Studii, quod in antiquitatis cognitione versatur, praestantis et in recto quodam de nostris rebus



rebus iudicio cerni, tertium posueramus. Quod, licet innumerabilia eaque magna contineat, brevissime tamen confici potest. Dedocemur enim, ne nos et nostra aut nimium extollamus, aut inepte et praeter rationem contemnamus, antiquitatis noticia. Quanta sit, Auditores, in commutanda rerum forma temporum vis ac inconstantia, quantaque mortalium opera illis aut extructa sint, aut labefactata iterum corruerint planeque sint e medio sublata, oratione assequi haud facile poterit dicendi vel maxime peritus. Honorem et gratiam conciliant tempora, eademque diminuunt. Muliebri prope leuitate vilissima extollunt, maxima dejiciunt; aestus velut maris, qui, cum coeco impetu tumens efferbuit, iterum humiliter in se residet ac quiescit. Ita fit, ut quae patrum nostrorum memoria excelsa et praeclara existimata fuerunt, ea abjecta a nobis judicentur et contemnenda. Quam ob causam omnia, quae sub hoc, quem intuemur, sole aut geruntur aut conspiciuntur, vicissitudinis subiecta videmus imperio, ita ut aliud aliud ordine semper excipiat et sequatur. Negari autem non potest, quin haec tam varia tamque mutabilis rerum facies digna sit, quae a sapientiae studio cognoscatur. Ex eo enim nascitur illud acre et rectum de suis rebus iudicium, in quo plebs vel maxime coecutit et fallitur. Hinc praeclarum illud philosophorum: nil temere admirari,



sequi condocentur viri et ingenio et dignitate reliquorum a natura moderatores constituti et principes. Hoc enim non solum gentium peregrinarum cognitio efficit, quae nobis aequales sunt, sed etiam, quae ante nos floruerunt. Quantum igitur in omni re aut praestemus, aut inferiores simus majoribus; quae nobis cognita, illis ignota; qua illi virtute aut arte excellentes, nos autem ei rei desimus; id omne, ut reliqua fateam, antiquitatis scientia iudicatur. Videmus etiam, cum in consuetudine hominum, moribus studiisque semper aliquid occurrat, quod laudandum reprehendendumue sit, quae imitemur inter nostros quaeque fugiamus. Nihil est enim ita ineptum et temerarium, quam qui suos tantum mores institutaque nouit et probat. Quod cum plebs et barbari sequantur, aliorumque mores et instituta rideant, non solum irridendos sese ipsi praebent, verum etiam in maxima incurrunt damna. Ista enim falsa et imperita persuasionē de rerum suarum praestantia impediti, nec probant umquam, quae meliora sunt, nec recipiunt. Cui quae obnoxia degit gens, errori, aut sero, aut numquam humanitatis excolitur artibus mansuescitque. Est et alia, huic contraria, licet minus frequens, in iudicando fallacia, quae continetur nimio rerum suarum contemtu. Quod aequè vitiosum est committere. Atque, ut hoc vitemus, cum aliis et studium docet



docet antiquitatis. Cum enim intelligimus, nihil unquam ab omni parte beatum fuisse, multa etiam ante nos pejora nostris, multa plane antiquis defuisse, quibus nos fruamur commodis, tum certe etiam de nostris verius statuimus dicimusque pretium. Qui enim, sua minus contenti sorte, quam ipsis ratio vniuersi prudentissime, seu Deus, tribuit, laudant, vt Horatius inquit, diuersa sequentes, hi optime corriguntur, cum bene, quae aliorum sit conditio, cognouerint. Itaque, cum nostris antiqua conferimus, haud raro, quo gaudeamus, inuenimus. Quanti tum facimus eam, vt exemplo rem illustrem, numinis supremi cultum, quem nos Christo auctore et duce sequimur, cum videmus jejuna illa gentium barbararum de diuinis rebus praecepta, atque in iis adeo quaedam absurda plane et inhonesta! Quid? si bellorum orbis antiqui non solum continuam fere seriem, verum et crudelitatem; si tyrannorum immanitatem; si morum asperitatem et inhumanitatem; si in victos, belluarum irae similem saenitiam; si seruorum miserrimam conditionem, et quae sunt ejus generis alia, contemplamur, nonne istam, quae nostro nobis contigit aeuo, securitatem et otium, liberalioremque omnium, qui sub potestate aliqua subsunt, conditionem rectius judicamus laudamusque? Quid? quod et ad animi vel constantiam vel tranquillitatem ex-



hortatur antiquitatis cognitio? Si viros, olim bene de republica et suis meritis, stultorum et inuidorum vexatos audias injuriis, solatio est aliquo modo, si idem tibi eueniat bene de aliis quacunque ratione merenti

— socios habuisse malorum —

Ad animi vero incitatur fortitudinem roburque, cum praeclaram illam summorum virorum in asperrimis rebus intuemur et admiramur constantiam. Quodsi, quae ista consecuti sint mentis firmitate et magnitudine, oculis proponuntur, ut aut nominis immortalem gloriam et ad posteros sanctam quasi memoriam, si viui ingratia et inuidia semper oppressi essent, nacti fuerint, aut liberorum vel saluti vel honori bene meritis istis prospexerint, aut etiam ipsi praemia mox consecuti sint honorificentissima, ut Maximi alicujus Fabii sapienter cunctantis criminatio et ignominia ingenti ipsius post modum gloria deleteretur, Ciceronisque triste et indignum exilium relegatioque, vniuersi populi Romani vocibus Italiaeque cunctae suffragiis et concursu, illustri in urbem reditu et laudibus paene diuinis compensaretur, id, inquam, maxime eam, quam dico, animi excelsitatem et perseverantiam erigit et confirmat. Quo igitur modo, Auditores, negari poterit, quin antiquitatis cognitio, quae literarum incrementis faueat, reipublici-

publicae bene gerendae scientiam ornet, rectum de re qualibet iudicium acuat, sit utilitatis maximae laudibus condecoranda?

Restat, ut de iucunditate huius studii pauca quaedam, sed in aprico sita, jam nunc proferam, finem mox, ne vestra, Auditores, longius abutar benevolentia, dicendi facturus.

Iucundum esse hoc studium antiquitatis vel ex eo jam patet, quod sit utile. Utile est enim simul iucundum. Nam lucri odorem, ut in proverbio est, bonum esse, constat inter omnes et sensibus hominum maxime probatur. Iucunda est haec vetustiorum temporum notitia, quod multa nobis tradit quae nosse gaudemus. Cum enim sumus, ut Cicero inquit, curis aliquando negotiisque vacui, continuo natura aliquid quaerimus, quod cognoscamus; legimus, audimus aliquid, colloquimur. Itaque et antiquitatis studium, quod multa ejus generis suppeditat delectamenta, viget. Nam praeterea, quod magna et praeclara nobis illa offerunt monumenta, quae maxime iucunda sunt cognitu, et illud animadverti potest, quod insignis unicuique innata sit cupiditas, rei cujuscumque originem et prima quasi initia videndi perscrutandique. Quod cum de plerisque antiquitatis memoria iudicet, facile, quantum afferat ejus studium iucunditatis, perspicitur.



spicitur. Trahimur etiam alienorum et remotorum praesertim amore. Quae vero sunt magis aliena a nostris, quam quae ante tot saecula euenerunt; quae magis remota, quam priscae antiquitatis facta? Si volupe est ac jucundum, senem audire referentem, quae patrum nostrorum memoria acta sint, quidni volupe sit, vetustissima operum mortalium documenta inspicere, quaeque ante tot elapsa saecula memoratu digna acciderint, testem audire historiam, summa fide et auctoritate narrantem? Qui igitur antiquitatis scientiam puerilem, umbratilem tantum et sordidam iudicauerit, videat, ne, vel ob socordiam vel ignorantiam, temeritatis, ne dicam stultitiae, ritulos mereri velle censeatur.



Die



Die Vergänglichkeit soll uns, beson-
ders in der Jugend, zur vernünftigen
Thätigkeit anfeuern.

Wo seyd ihr hin, ihr Augenblicke, die ihr
mit leichten Schwingen über meinem
Haupte dahin fuhrer? Wo seyd ihr hin, Stun-
den, die ich nur noch in grauer Entfernung er-
blicke? Schnell gesunken seyd ihr in den Ab-
grund der alles verschlingenden Vergänglich-
keit. — Suche, Mensch, einen Tropfen wie-
der, der in den unermesslichen Ocean hinab-
fiel! — Hole den Adler ein, der schon um
die Bahn der Sonne schwebt, und dem Auge
nicht mehr sichtbar ist! — Meine eifrigste
Wünsche, meine Seufzer, mein Gebet selbst
wird mir keine Minute wieder schaffen, die
einmal der Zeiten Herr zu den aufgehürmten
Millionen der verfloffenen Jahrhunderte ver-
sammelt hat; und würde ich mein Blut zum
Opfer darbiehen, es würde mir nicht ein Pünkt-
gen des Vergangenen wieder gegenwärtig.
Thänenwerther, unermesslicher Schade, wenn
ich das Vergangene nicht genüßt habe; —
Wenn die Kräfte dahingeschwunden sind, das
hins



hingewelkt sind, ohne daß ich sie nutzte! — Wenn ich muthwillig das ungebraucht fahren ließ, was in meine Hand gelegt war! Schrecklich ist's, wann der Greis die Stimme des Richters bald zu hören sich fürchten muß, des Richters, der Geber und Herr seiner Zeit und Kräfte war; wenn des Herzens Stimme ihn unerbittlich verdammet, daß er der edelsten Schätze Verschwender war!

Jüngling, der du noch die große Strecke vor dir erblickst, die du zu durchlaufen hast, schau hinaus ins weite Feld, welche reiche Erndte edler Thaten auf dich wartet, und dich zur Arbeit ruft! Sieh dich an, wie du im Lenze des Lebens blühest; wie alle Sehnen von jugendlicher Spannkraft leben, und Beschäftigung und Anstrengung fordern! Laß sie nicht verrosten, die glänzenden Waffen, welche dir die Vorsicht reichte, um unsterblichen Ruhm damit zu erringen, Ruhm, der nicht nur von sterblichen Zungen ertönt, sondern der dir den erhabensten Adel erwirbt, gnädiges Herabblitzen vom Throne des Allgewaltigen und Unsterblichen, der den Welten gebeut und dann noch lebend und groß ist, wenn der irdischen Könige Stuhl, von der tyrannischen Zeit zertrümmert, unter dem Schutte von Jahrtausenden begraben

ben liegt. Jüngling, laß die Seele nicht schlummern, nicht in unthätiger Schlassucht getödtet werden, die zum Leben, zum wirksamen Seyn so mächtig empor strebt, wie vom göttlichen Hauche begeistert! Uebersteige, da du zu jener Höhe des Glücks hinaufklimmen sollst, jetzt die scharffen Felsen, mit welchen das selige Elysum verwahret ist, da der heitere Himmel dir die Bahn erleuchtet, und dein Herz von feurigen Trieben waltet, die du nicht entweihen darfst. Sie sind den guten Thaten allein zum heiligen Zunder da; laß sie Flamme fassen und lodern, wie dort das Feuer, auf dem Opseraltar eines frommen Abels, des ersten Jünglings, der die hohe Bestimmung des Schaffenden fühlte und ihr nachstrebte, einst dem Himmel entgegen sich hob und um nichts minder, als das Wohlgefallen des Höchsten warb. Jetzt, da noch irdischer Staub und Hauch des Allmächtigen in deines Wesens Banden sich an einander knüpfet, und du halb der Erde Sohn, halb des Himmels Ankömmling bist, jetzt sollst du dich einer schimmerndent Unsterblichkeit würdig machen, die der Sonnen und der Erden Gebieter am Ende des Irdischen, wo die Gränzen des Himmlischen heranzulängen, darbietet und austheilet. Je früher du den Lauf muthig erhebst, desto früher wird die Krone dein Haupt zieren, welche vom
ferne



ferne schon herrliche Stralen wirft. Sie wird dem Trägen, der nicht für die Welt, nicht für die Ehre Gottes ein tugendhaftes Denkmal seiner Thaten gestiftet hat, nimmer zu Theil, und nimmer dem, der zwar eilet, aber der der geraden und lichten Bahn der Pflichten unkundig, oder unachtsam sich mit vollem Streben in die Arme des Verderbens wirft.



Ver:



Vertrauen auf Gott.

Aus dem 46sten Psalm.

Der Herr ist unsre Zuversicht,
 Drum fürchten wir uns nicht.
 Er, dessen Donner Felsen bricht,
 Ist unsre Zuversicht.

Drum fürchten wir uns ewig nicht,
 Und fiel der Himmel ein,
 Soll unser Herz und Angesicht
 Doch unerschrocken seyn.

Und rissen ganze Berge sich
 Aus ihrem festem Grund,
 Und sank' ihr Gipfel fürchterlich
 Tief in des Meeres Schlund;

Erbrausten Meere himmelhoch,
 Und drohte ihre Wut
 Den allerhöchsten Sternen — doch
 Entfiel uns nie der Mut.

Best, wie ein Fels, steht Gottes Stadt,
 Best, wie ein Fels im Meer,
 Den lang umsonst bestürmet hat
 Der Wellen wütend Heer.

D

Heil



Heil schützt die Mauern, Friede schmückt
 Der stillen Thore Pracht;
 Hold stehn sie da, von Gott beglückt,
 Von Gott getreu bewacht.

Sanft rauscht ein kühler Silberbach
 Durch die Palläste hin;
 Ihm säuseln laue Weste nach
 An Ufern immergrün.

Stürmt, Völker, stürmt von Wut besetzt
 Die Wohnungen des Herrn;
 Sein Donner, welcher nie verfehlt,
 Zerschmettert euch von fern.

Er spricht ein Wort, so bebt die Welt,
 Sinkt in ihr Nichts dahin.
 So mächtig, Zion, ist dein Held;
 Trau ewig nur auf ihn!

Seht seine grosse Thaten an,
 Erstaunt vor seiner Macht,
 Ihr Völker, und was denken kan,
 Bewundre seine Pracht.

Er dämpft des Krieges tolle Wut,
 Löscht seiner Flammen Brand.
 Nicht mehr nezt heisses Menschenblut
 Der Felder öden Sand.



Den mörderischen Bogen schlägt
Sein starker Arm entzwei;
Den Sichelwagen, im Gefecht
So fürchterlich, dabei.

Dis thut der Herr — und seine Macht
Ist allen Himmeln kund,
Hoch fährt er auf in seiner Pracht,
Und donnernd spricht sein Mund:

Seid stille, — Völker! — Ich bin Gott! —
Kein andrer ist mir gleich;
Die Himmel stehn mir zu Gebot,
Die Erde ist mein Reich.

Herr! Völker, wie der Sand am Meer,
Verkündgen deinen Ruhm;
Froh jauchzen sie zu deiner Ehr,
Wie wir, dein Eigentum.

Der Herr ist unsre Zuversicht,
Drum fürchten wir uns nicht;
Er, dessen Donner Felsen bricht,
Ist unsre Zuversicht.

Von dem vorteilhaften Einflusse des
Krieges auf die Wissenschaften.

Meine Herrn!

Es ist nichts so gut, Gott und einige allge-
meineren Begriffe ausgenommen, was
nicht auch etwas Schlimmes bei sich fürte.
Alle Dinge unter dem Monde sind, auf der ei-
nen oder andern Seite, gebrechlich. Wie wä-
re es auch anders möglich, eingeschränkt an Fä-
higkeiten und Vorzügen zu seyn, ohne entweder
offenbare oder entferntere Mängel an sich zu ha-
ben? dem ohngeachtet aber ist auch nicht leicht
etwas so schlimm, was nicht von einem unpar-
teiiſchen Beurteiler als nützlich, wenigstens in
gewisser Rücksicht, angesehen werden müſte.
Denn nicht zu gedenken, daß wir nie einen wei-
ſen und gütigen Urheber dieſes Weltalls, und
was darin enthalten iſt, ſo aus völligem Herzen
verehren könnten, wenn wir im Ernſt glauben
wolten, daß er Dinge in der Reihe ſeiner Schö-
pfung mit eingeflochten hätte, welche von al-
len Vollkommenheiten gänzlich entblößt wären;
ſo giebt uns eine genauere Unterſuchung der
Dinge ſelbſt, die in dem Zuſammenhang dieſer
Welt angetroffen werden, genug Entſchuldigun-
gen an die Hand, nach welchen wir es ganz gut
mög-

möglich finden können, daß von einem weisen und gütigen Beherrscher der Welt einige natürliche und sittliche Uebel darin geduldet werden. Der Philosoph sagt man, staunt nichts bewundernd an; wir setzen hinzu, und vielleicht noch mit größerem Rechte, er verwirft nichts, was da ist, schlechterdings. Denn er schaut durch die äussere Hülle der Sachen hindurch und verbindet in Gedanken die entferntesten Wirkungen mit ihren Ursachen. Daher kommt es, daß er nicht nur den Sonnenschein lobt, sondern auch den Sturm.

Der Mensch fürchtet und verabscheuet den Krieg ganz ausserordentlich. Wenn man die völlige Störung der häuslichen und bürgerlichen Glückseligkeit erwäget, den Verlust der Ruhe und der wichtigsten Güter dieses Lebens, die Verheerungen der blühendsten Felder, die Einäscherung glänzender Städte, das Blutvergiessen, Hunger und Pest, die der Krieg mit sich führt; so kann man diese bange Furcht, diesen Abscheu nur mehr als zu gerecht finden. Und doch scheint, auf der andern Seite, dem Menschen nichts natürlicher als der Krieg zu seyn; ein Hang, der, wie man aus der ganzen Geschichte schliessen könnte, so tief in die ursprüngliche Verfassung und Triebe des menschlichen Herzens verwebt zu seyn scheint, daß man es



bald für unmöglich halten sollte, jemals einen ewigen Frieden auf dieser Erde erwarten zu dürfen. Nichts setzt alle Leidenschaften des Menschen so sehr in Schwung, als der Krieg; nichts macht ihn enthusiastischer, nichts gegen die sanftern Gefühle der Menschheit unempfindlicher, als der Krieg; und, was er am meisten scheuet, die Todesfurcht selbst wird durch den Hang zum Kriege besiegt. Der Kaiser Probus mag also das menschliche Herz nicht hinlänglich gekannt haben, da er durch die Vollendung verschiedener wichtigen Kriege sich berechtigt hielt, zu behaupten, man würde nun bald keine Soldaten mehr brauchen. Mich dünkt, so lange Menschen Menschen seyn werden, das ist, Geschöpfe die keinem gehorchen, und doch allen befehlen wollen; welche die heftigste Begierden füllen, die nicht anders als durch Gewalt zu befriedigen sind; welche über interessirende Streitigkeiten die Schlüsse nicht für gültig erkennen, wenn sie gleich vollkommen richtig in Barbara und Zela- rent gemacht sind, so lange — wird der Krieg Mode bleiben. Der Krieg gehört also unter die notwendigen Uebel der Menschheit; er hat aber, wie alle notwendige Uebel, auch eine gute Seite, die eben die Ursache ist, warum das Uebel geduldet wird. Ich will jetzt alle übrigen Vortheile die er zufälligerweise mit sich führt übergehen, und nur über seinen vorteilhaften Einfluß auf



auf die Wissenschaften, mit Ihrer gütigen Erlaubnis, Meine Herren, einige Betrachtungen anstellen.

Der Krieg erhebt unsere Seelen aus einer Art von Schlassucht, worein uns der Friede versenkt. Das gewöhnliche wird uns gering einerlei Zustand macht uns gleichgültig, und zur Erhaltung, oder Erneuerung, der Aufmerksamkeit ist allemal ein neuer Stos nöthig. Wir mögen seyn wer wir wollen, so sind wir gemeinlich bey einem Kriege, entweder aus Vorurteil oder aus Ueberlegung, interessirt. Wir glauben entweder selbst, zu verlieren, oder zu gewinnen, oder doch unsere Nation; oder wir nehmen auch jenseits des Vaterlandes an dem Schicksal derer Theil, welche uns, entweder aus Sympathie, oder Antipathie, etwas angehen. Dieses richtige oder scheinbare Interesse setzt unsere Leidenschaften in eine Bewegung, die ihr sonst unbekannt bleiben würde, und so wie der Soldat die Waffen schärft, so treibt die allgemeine Hitze den Gelehrten mit an, daß er, wie Diogen, bei der wilden Geschäftigkeit eines erregten Staats, wenn er nichts anders dazu beitragen kann, sein Faß, welches ruhig gelegen hatte, nun unablässig auf und niederwälzt. — Die ganze Natur wird durch das dringende Gefühl ihrer Bedürfnisse, durch die Furcht



vor den Frieden und die Verwarung vor derselben, in einer lebendigen Thätigkeit erhalten. Virgil sagt vom Jupiter:

Curis acuens mortalia corda,
Nec torpore graui passus sua regna aeterno.

Es sollte mir nicht schwer fallen, aus der Geschichte Beispiele anzugeben; ich will mich aber auf diese allgemeine Bemerkung einschränken, weil sie jeder Seelenkenner seines Beifalls würdig erachten wird.

Gewisse Teile der Gelehrsamkeit werden im Kriege und durch den Krieg lebendiger als zuvor. Hauptsächlich nenne ich die Mathematik, die Redekunst, und Dichtkunst. Die Geschichte des Archimedes, der sein angegriffenes Vaterland durch tägliche neue mathematische Erfindungen verteidigte, ist alt, und die neuen Beweise sind einleuchtend genug, wie viel Aufmerksamkeit man durch den Trieb, seinem Feinde zu schaden, oder sich zu vertheidigen, auf die bequeme und geschwinde Ausmessung der Entfernungen, auf die Erfindung und geschwinden Gebrauch der Maschinen, auf die mathematischen und proportionirten Bewegungen der Kriegsvölker *ic.* gewendet hat, und wie man durch diese gelegenheitlichen Ursachen sein Nachdenken über die Messkunst entweder ermuntert, oder gestärkt hat. Die Redekunst, weiter, erhält zwar

zwar durch die Kriegeszeiten den hohen zufälligen Glanz nicht mehr, den sie vordem bei Berathschlagungen eines republikanischen Volkes über einen anzufangenden Krieg, im Senat bei Beschließung desselben, und im Felde vor der Spitze einer Armee hatte; die an aufmunternde Reden gewöhnt war; aber sie bekümmert doch in gewisser Absicht einen neuen Stoß durch den Krieg. Die allgemeine Aufweckung die sich über alle Geister, wie wir gezeigt haben durch den Krieg hervorthut, nicht anzuführen, so giebt der Krieg der Beredsamkeit besonders einen neuen Werth; und macht die gleichgültigen Augen auf sie aufmerksamer. Wir lesen Kriegeserklärungen und Deduktionen, welche unlängbar die rednerischen Kunstgriffe nützen, mit einer ungewöhnlichen Aufmerksamkeit; selbst von einer heiligen Stätte ermuntert sie das brennende Volk zum Patriotismus, zur Treue gegen ihren Herren, zur Standhaftigkeit in Gefahren; Und wie manche Predigt, unter freiem Himmel, hinter einem Paar Trommeln gehalten, hat unendlich mehr gerührt, als die von den schönsten marmornen Kanzeln noch so gut ans Herz gelegt wurde! Wie mancher rohe Verächter der Gelehrsamkeit hat sich schon in solchen Fällen überzeugt, daß diese edle Fertigkeit der Sprache dennoch wohl dem Staate nützlich und überhaupt wünschenswert sey!



geben es zu, daß wir einen Feldherrn auslachen würden, wenn er in einer aptonianischen Ehre vor der Fronte auftreten und peroriren wolte; Aber sind nicht passende und das Herz verwundende, oder anflammende kurze Anreden durch rednerische Kunstgriffe wirksam? Man fült es, man bewundert es, und ahnt es eifriger nach. Es sey uns gleichviel, ob der Feldherr die Gabe aus der Schule, oder rohen Natur habe; Genug wir erkennen diese, durch solche Gelegenheit neugebrauchte Kunst an ihren Merkmalen, als vortreflich. Die Redekunst also gewinnt auf diese Art im Kriege durch das Interesse der Umstände und Bedürfnisse. Selbst die Geschichte, aus deren dunkelsten Drakeln die Verfasser der Staatschriften die Beweise für das Recht ihrer Partei hernehmen müssen, wird in verschiedenen Zeiten zur Zeit der Kriege mehr aufgeklärt und berichtet, weil man keine Hülfsmittel und keine Kräfte ungenutzt läßt, die uns Vorteile verschaffen können. Man findet etwas, weil man sucht, man findet aber auch auf dem Wege vieles, was man nicht eigentlich gesucht hatte. Es ist aber doch nun gefunden. Ferner machen solche Vorfälle viele Liebhaber und eifrigere Forscher der Geschichte; und wer sonst die Finger mit dem Staube der Urkunden nicht beschmuzzten würde, sßt nun nun so viel fleißiger, staubt ab, sucht,

sucht, wüßt, und findet. Die Dichtkunst endlich, wird unstreitig durch den Krieg begeistert. Wenn die Hippokrene im Stande ist, den ruhigen Dichter zum taumelnden Eoë zu erheben, was wird sie nicht thun, wenn er noch äußere Aufmunterungen hat? Diß war es, was den unsterblichen Liebern des Alcäus Leben und Feuer einhauchte, daß er seine Leier über den gewöhnlichen Ton der Oden spannte, und etwas völliger die Sprache der Götter redete; wie Horaz sagt:

Et te sonantem plenius aureo,
Alcaee, plectro dura nauis
Dura fugae mala, dura belli.

Ein einziges erblicktes Husareneskadron ist im Stande die feinen dichterischen Nerven so zu treffen, daß er anfängt, die Grundlage zu einem Heldengedichte zu entwerfen. Wären unsre Seelen wohl jemals durch die feurigen preußischen Kriegeßlieder in patriotische Flammen gerathen, wenn kein schlesischer Krieg die Muse eines Gleims begeistert hätte? Und wie viele seelenschmelzende Stellen, wie viele edle Maximen und Empfindungen, würden wir nicht in dem unsterblichen Kleist missen, wenn der Schauplaz des Krieges nicht seine sanftmelancholischen Empfindungen noch reger gemacht hätte! Welche Theurung und schöngeistige Hungerßnoth würde nicht unsere wizzige Welt
ente



entkräften, wenn alle die schönen Schattirungen und Gleichnisse mit dem aufgehobenen Kriege auf einmal abhanden kämen.

Der Krieg befördert weiter, eben so gut, als die Handelschaft, die Kenntniß der Naturgeschichte auf eine sehr bedeutende Art. Da der Krieg uns oft in ganz unbekannte, oder doch noch nicht hinlänglich bekannte Länder füret, so entdecken wir dadurch sehr viele Produkte der Natur, und bereichern die Fächer dieser weitläufigen und unendlichen Wissenschaft mit neuen Schätzen. Der Krieg, durch dessen Hülfe vieler Völker Charakter und Verfassung uns näher bekannt wird, giebt dem philosophischen Kenner des Menschen neuen Stoff, aus welchem er die fruchtbarsten Folgerungen ziehet. Durch den Krieg werden die besondern Kenntnisse der Völker verbreitet und mitgeteilt, und gleichsam durch wechselseitigen Eintausch gemeinnütziger gemacht. Wie viele Barbaren haben durch den Krieg die erste Morgenröthe von Verstandeslicht und Menschlichkeit erblicket! Ich will sagen: Sieger oder Besiegte lernen von einander, was sie ohne die Gelegenheit des Krieges nicht gelernt haben würden. Alexander verwüstet zwar mit einem fürchterlichen Heereszug die Länder bis an den Ausgang der Sonnen; Aber die besiegten Völker gewinnen mehr, als Alexander eroberte. Sie werden mit

mit den Kenntnissen der Griechen vertrauter, und machen Eroberungen des Geistes, da jener nur eroberte Städte und Länder nach tausenden zählt, von denen er weiter keinen Nutzen hat, als daß sie vor seiner erblickten Macht eine Zeitlang gezittert haben. Wie roh und ungebildet war der Geist der Römer, ehe sie der Krieg nach dem wissenschaftlichen Klima, ich meine, nach dem freidenkenden und empfindenden Griechenland gebracht hat! Marzell erobert im zweiten punischen Kriege Syrakus, nimmt die Kunstwerke desselben mit nach Rom und bringt dadurch Geistesnahrung dahin. Livius selber geschieht es bei dieser Gelegenheit. Ornamenta urbis, sagt er in der dritten Dekade, im fünften Buche, signa tabulasque, quibus abundabant Syracusae, Roman deuexit: Hostium quidem illa spolia, et parta belli iure; Caeterum inde *primum initium mirandi graecarum artium opera*. Es ist wirklich lustig, wenn man den feinen Geschmack eines Mummius, welcher den mächtigen achäischen Bund geschlagen, und das stolze Korinth eingekäschert hat, näher beleuchtet. Als einige römische Soldaten, welche die schönsten Gemälde entweder zerrissen, oder um einige Drachmen verkauften, auf einem unsterblichen Gemälde, welches den Aristid vorstellte, mit Würfeln spielten, so bietet der geschmackvolle König

Atta-



Altalus, der sich bei ihm befand, eine ungeheure Summe auf das Bild. Der edle römische Patrizier und lorbeerreiche Feldherr Mummius gerät in Erstaunen, und weil er gar keine Ursache dieses Wertes finden kann, so gukt er hinter das Bild, ob etwa eine Zauberkrast darin stecke und Gaukeleien damit getrieben werden könnten. Einem Schiffer, der solche Kunstwerke an Bord brachte, um sie nach Rom zu faren, rief Mummius nach, als er vom Lande sties, er mögte ja alles hübsch in Acht nehmen; denn wenn eins zerbräche, so müste der Schiffer wieder ein neues machen lassen. Gerade als wenn man so was bey jedem Handwerker bestellen konnte! Die Römer endlich haben die Teutschen bekriegt, und sich endlich in unserm Vaterlande vestgesetzt. Wer weiß, ob wir nicht vielleicht noch eben so roh, wie unsere Vorfaren seyn würden, wenn uns nicht der Krieg mit den römischen Künsten und Wissenschaften beschenkt hätte? Die Türken erobern Konstantinopel, und stellen dadurch die Wissenschaften in den Abendländern wieder her; unzählige griechische Gelehrten flüchten zu uns, um dem Grimme der Feinde zu entweichen, und werden dadurch unsere Lehrer, die wir bisher in einer tiefen Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens geschwachtet hatten.

Die



Die Dichtkunst.

Du selbst begeistere mein Lied, vom Himmel stam-
 mende Dichtkunst;
 Durch dich nur glühet die Seele von mehr als
 sterblichem Feuer,
 Und waget in edleren Weisen dein Lob der sterbende
 Büsen.
 Vergönne den räumlichen Flug auf Helikons glän-
 zende Höhen,
 Und laß am wolfigten Pindus, im Spiegel der
 heiligen Quelle,
 Dich sehn — in deiner Herrlichkeit Glanz, so vom
 Antlitz dir leuchtet —
 O blicke mit holdem Auge dahin, wo den lodernen
 Altar
 Die Hand umkränzt und mit Weirauch bestreut, der
 im Wolgeruch aufwallt! —
 Wer ist so lieblich, wie du? wer fesselt die Herzen
 so mächtig?
 Wer hebt in Elysiens Auen den Geist hinüber und
 labet,
 Wie du, im Kummer das Herz und adelt im Für-
 stengeschmeide?
 Gros unter den Hirten der Flur, gros unter den
 Lanzen der Helden,

Gros



Gros bey den Herrschern der Erde und unter den
 Weisen im Tempel,
 Ergießt sich dein Honigträufelnder Mund in ent-
 zückende Stimmen,
 Und lenket, wie willige Bäche, das Ohr und die
 Kraft der Gedanken.
 Nur dem unfüßbar, dem träges Blut in den Adern
 kaum fort schleicht,
 Der Glieder aus Felsen gebaut und die Seele von
 sinkendem Blei hat.
 Im ersten Alter der Welt, als ungekünstelte Hirten
 Die ewig jungen Fluren mit fröhlichen Heerden
 bewohnten,
 Da blühte die Freude um dich. — Da waren die
 duftenden Wiesen
 Dein immer grünendes Bett, dein Haus der Linden
 Umschattung,
 Der Wald dein lieblicher Nachklang und deine
 Schüler die Hirten.
 Du sangst von Unschuld und Wein und von den
 Freuden der Bergflur,
 Vom süßen Taumel der Freundschaft, von keuschen
 Trieben des Herzens
 Drauf führte zum Gipfel des Hämus dich deine
 ehrwürdige Schwester,
 Die ewig denkende Weisheit, die selbst im Himmel
 gebietet,
 Und wies dir der Dinge Geheimnis, den Grund
 der Wesen und Abhang,
 Und

Und alle Räder der Welt samt ihren Federn und
Kräften.
Da stimmt die tönende Leier die zitternden Seiten
weit höher,
Erklang durchs horchende Thal mit neuen Stimmen
weit stärker
Und füllt den Thracischen Wald mit nie gewontem
Entzücken.
Wie staunten die fühlenden Hirten bey deinem reiz-
zenden Anblick!
Wie bei der mächtigen Stimme, die, gleich dem
sprudelnden Bache,
Von steilen Klippen sich stürzte und durch die Thä-
ler sich wälzte!
Du sangst den Ursprung der Welt und aller glän-
zenden Sterne,
Den Lauf der mächtigen Sonne: wo ihre Augen
entschlummern
Und nach dem Schlummer erwachen: des Mondes
silberne Hörner,
Des Himmels wälzende Sphäre, die Ruhe im
purpurnem Meere:
Warum im düstern Winter die Tage so eilend
dahin fliehn,
Und träge Nächte so spät den Stralen des Himmels
entweichen;
Warum im Fröling die Hügel im bunten Farben
sich kleiden,

¶

Warum



Warum der laulichte Zephyr die Blumenbeete so
liebet,

Woher der Athem der Winde und was den Donner
besflügelst.

Du sangst noch einmal — und schnell entrißen sich
drohende Felsen

Den ewigen Wurzeln der Erde und türmten sich
auf zu Mauern,

Umwanden freundschaftliche Häuser und schufen
seelige Städte.

Du Freundschaftsstifterin du! vereinbarst Men-
schengeschlechter

Und lehrst sie durch große Gesetze die Tage ruhig
durchleben,

Die ihnen der Himmel verleiht und nur zur Freude
bestimmt hat.

Und hier, hier lehrst du noch immer, und lässest
jegliche Seele

Harmonische Tugenden fühlen, und zeigst sie im
mächtigsten Liebreiz

Den edelgeschafnen Seelen, und lehrst sie die Laster
verachten

Wenn einst im ehernen Streite der Held fürs
Waterland kämpfet,

Und Blut und Leben vergießt im Schwarm von
rasenden Feinden,

An welchen schwarze Mordlust und Geiz die Rechte
bewafnet:

Wenn



Wenn er vorm Donner nicht bebt, der um ihn
Feldherrn und Krieger
In Blut und Waffen begräbt und tausend Schädel
zerschmettert;
Dann hallt dein erhabnes Lied und tönt dem Helden
zu Ehren,
Trägt seinen siegenden Namen auf hochgeschwung-
nem Gefieder
Vom morgendämmernden Osten bis zu dem röth-
lichen Westen,
Vom nördlichen Pole zum Pole des flammensprü-
henden Süden,
Und bringt der Ewigkeit ihn; — da eines weich-
lichen Fürsten
Vom Pöbel erbettelter Ruhm mit ihm im Grabe
verscharrt ist.
Doch schallt nicht einzig bei dir des blutigen Helden
Name,
Du rühmtest auch jeglicher Tugend ein ewig glänzen-
des Denkmal
Auf marmornen Säulen auf. Wer in der Wahr-
heit Geheimnis,
Weim' einsamen Schimmer des nächtlichen Lichts
in durchwachten Stunden,
Hineingedrungen; wie die in finsternen Klüften der
Berge,
Nah' bey dem Schrecken der Hölle, der Erde Kam-
mern durchsuchen



Und blitzendes Gold entwenden, dem schallt sein
 heiliger Nachruhm
 In deinen ewigen Liedern, und preißt ihn den künf-
 tigen Enkeln.
 Und wessen muthige Hände beim sauren Schweiß
 der Arbeit
 Fürs Wohl der Erde geschäftig aus edler Tugend
 ermüden;
 Und wer dem Freunde genügt, bey seinem Jammer
 geweinet,
 Für ihn zum finsternen Orkus sich nicht entsetzet zu
 wandern,
 Und noch im Tode ihn liebt, der ist der Unsterblich-
 keit würdig.
 Wer klagende Waisen getröstet, und den vom Tode
 errettet,
 Den schon der schäumende Zorn des wilden Tyrann-
 nen dahin rast,
 Den preißt sein künftiger Name noch bei der Ewig-
 keit Schranken.
 Du zeigst den blendenden Schimmer der perlenvol-
 len Krone
 Des Herrschers von Millionen, und seines goldenen
 Scepters,
 Von Schaaren der Schmeichler verehrt, die auf
 der bestäubeten Erde
 Wie niedere Raupen hinkriechen und nie das Hohe
 erblicken;

Du

Du willst, daß Verdienste den König und hohe Tugenden schmücken;
 Du lehrest, daß goldne Palläste und Krebsus unzählbare Schätze
 Nicht unsere Seele ersättigen, nie den Kummer uns lindern;
 Wie in den niedern Hütten oft sanfte Grazien wohnen,
 Und alle Freuden in ihnen dem Liebling des Himmels zulächeln.
 Doch sind dies alle die Thaten von dir, du göttliche Dichtkunst,
 Sind dies die Reize schon alle, die dir vom Himmel vergönnt sind?
 O nein, mein sterbliches Kalten preißt nie die Majestät würdig.
 Du fliegst mit stralendem Haupte noch über die Sphären der Welten
 In nie gemessene Fernen und siehst, dem sterblichen Auge
 Nie zu erblickende, Wunder, und nennst uns die seelige Gottheit,
 Vor welcher Grimm die Berge erzittern und Meere entfliehen,
 Von welcher mildströmenden Huld die Welten feiernd lobsingen. —
 Dann glüht das Leben in dir, vom Flammenmeere der Gottheit



In dich gegossen, und braust in unnachahmlichen
Liedern.
O! dann nimmt heilige Ehrfurcht mir ganz die
staunende Seele;
Dann reißt mich der Andacht Blut weit aus der
Endlichkeit Schranken;
Ich trete den niederen Erdball mit stolz verachtens-
den Füßen
Und schwing zur Gottheit mich auf, wo in azur-
nen Tempeln,
Beim Klang unsterblicher Harfen, den Frühlings-
lüfte zum Ohr wehn,
Auf ewigen Flammenaltären, der Dank der Ge-
schaffenen lodert,
Und mit verhülltem Gesicht die Fürsten der Geister
beten —
Dies ist sie, Freunde, dies ist sie für uns, die gött-
liche Dichtkunst!
Dies kann mein sterblicher Mund von ihren Thaten
erzählen;
Doch niemals würdig genug. Gebt mir die Schwins-
gen des Windes,
Die Macht des rollenden Donners, den Sturm
des brausenden Meeres,
Den Silberton englischer Saiten, — dann sing ich
vielleicht sie auch würdig.

Bon

~~~~~

Von der Gewalt der schönen Künste.

Die schönen Wissenschaften, so wie die Wissenschaften überhaupt, haben so viel Gewalt über das menschliche Herz, daß sie auch ohne alle äußerliche Unterstützung sich aufrecht erhalten. Wie lohnt man, zum Exempel, einem teutschen Dichter? Man läßt ihm sein Ambrosia essen und übrigens hungern, oder man verachtet ihn, man zischt ihn aus, (von Seiten vieler hochgelehrten Kunstrichter wenigstens) bis ihn das Publikum endlich mit Beyfall stillschweigend rechtfertiget, die Ausländer ihn bewundern und übersezen. Nicht, daß wir Teutsche so wenig Gefühl für das Schöne hätten, sondern, weil wir, aus einem alten, und bei keinem andern Volke, als bey uns, anzutreffenden Vorurtheile, unsere eigene Nation, und alles was ihr angehört, gegen das Ausländische gering schätzen; weil unsere Großen, die die eigentlichen Mäzene seyn sollten, in diesem Stück gewiß viel zu wenig patriotisches Blut haben, da sie nicht von teutschen Patrioten erzogen worden, und die große teutsche Welt dem Vorurtheile fürs Ausländische in allem, was den Geschmakk angeht, nur allzusehr fröhneten. Und doch haben wir seit einem halben Jahrhundert so viele Dichter vom ersten Rang in Teutsch-



land aufzuweisen, gerade in den Zeiten aufzuweisen, wo nichts weniger, als die Dichtkunst, belohnt wird.

Wenn die schönen Künste allein durch die Reichthümer der Großen der Erde genährt, mit ihrem Beifall belebt, mit ihrem Scepter beschäftigt werden sollten, so würden wir längst nichts mehr von ihnen, als ihr trauriges Grabmal höchstens, noch zu sehen bekommen. Aber so ist ihre unerschütterte Grundlage in unserm Herzen, die man nicht zerstören kann, wenn man nicht dasselbe zugleich vernichten will; der Saame liegt im Lande: er geht auf, wenn gleich keine menschliche Hände seiner warten. Die Süßigkeiten nemlich, die wir in ihrer Vertraulichkeit kosten, die unwiderstehlichen Reize, womit sie uns fesseln, sind ihnen Bürge genug für ihre Unsterblichkeit; weil, so lange menschliche Seelen fühlen werden, eben so lang ein Tempel und Altar den schönen Künsten in ihrem Inneren erbauet stehen, eben so lang geweihte Priester sich finden werden, die ihnen opfern. Wer einmal den Mufen geschworen hat, kennt und fühlt keine Versuchungen zum Uebergang zu minder schätzbaren Partheien; und wenn dieser Enthusiasmus eine Krankheit ist, so ist sie gewiß die unheilbarste unter allen.

Über



Aber auch, Zweitens, die Werke der schönen Künste haben eine unbeschreibliche Macht die Herzen derer, welche nicht ihre eigentlichen Diener sind, aufs Publikum. Sie thun in der Absicht nicht selten Wunder.

Orpheus hat durch seiner Edne himmlischen Klang starre Eichen von Bergen herabgeleitet, und den Lauf reißender Ströme gehemmet; Löwen befänstigt und liebkosende Tiger um seinen Rasensiß her versammelt. Laßt es seyn, daß die Fabel wilde Menschen schildert, die seine göttliche Muse zur Menschlichkeit begeisterte; was verliert sein Sieg dabei? Wie mich dünkt, wird seine Absicht, sein Kampf wenigstens dadurch vernünftiger und sein Triumph nur um so viel glorreicher.

Ich gebe es aber zu, daß nicht alle Seelen eines gleich großen Gefühls für das Schöne der Künste fähig sind. Der Eine fühlt mehr, der andere weniger, und — einige — Gott Lob aber! nur sehr wenige — fühlen — fühlen — gar nichts. Dieses sind aber, um mich, wie es denn billig ist, recht mathematisch genau auszudrücken, eigentlich nur Amphibien des menschlichen Geschlechts, die auch noch viele Ansprüche aufs Thierreich haben.



Die Naturkündiger streiten sich noch immer, welches Thier sie zwischen dem Geschlecht der Menschen und Thiere so ins Mittel setzen wollen, daß es die unmerkliche Stufe, worauf man von einer Art auf die andre steigt, den Ring, der beide Ketten aneinander knüpft, abgebe. Der eine nimmt den Affen dazu, der andre den Elephanten, der dritte den Biber, der vierte den Hund &c. Aber die Herren haben alle Unrecht, und machen sich wirklich die vergeblichste Mühe. Wer verdient mehr mit einem Fusse auf dem Gebiete der Menschen, und mit dem andern auf dem Gebiete der Thiere zu stehen, als ein Mensch, der kein Gefühl fürs edle Schöne hat?

Es ist allerdings richtig, daß es Grade in der Empfindung des Schönen gebe. Je nachdem die geheimen Fäsergen des menschlichen Gefühls feiner oder gröber gewebt sind, durch deren Reiz die Empfindung erwachen soll; je nachdem die Springsfedern der Seele elastischer oder schlaffer sind; je nachdem der Glanz des Spiegels, der in uns die Ideen auffängt und abmalt, reiner oder fleckiger ist; je nachdem muß das Gefühl des Schönen in den Künsten richtiger und stärker, oder unrichtiger und schwächer seyn. Glückselich sind die, deren Ohr himmlische Harmonien schwebender Saiten trift; deren Auge der Ausdruck

druff der Größe des Geistes, des Unnachahmlichstarken, des Sanften, des Schwachtenden in den unssterblichen Werken eines Apollons durchblitzt; die das Honig kosten können, welches von den Lippen der Beredsamkeit träufelt; deren Seelenschwung dem Dichter nachfliegen und in Elysium folgen kann! — Glücklich der Meister, glücklich der Schüler! —

Aber, sagt man, wo ist die Harfe des Dryheus geblieben? Schaft sie denn noch jetzt Wunder? Oder ist sie auf seinem Grabhügel zersplittert worden? Nein, sie tönet noch in den Händen manches Enkels von Teuts edlem Geschlechte. Nur die Amphibien können sie nicht hören; nur die nicht, deren Ohr tauber ist, als des wilden Thraciens, der des Dryheus Muse anstaunte; nur die nicht, deren Geist die Sünde der Weichlichkeit entkräftet und des Gefühls beraubt hat. Gift für alles glückliche Gefühl ist eine schiefe Erziehung, die uns den Kopf betäubt und unser Auge schielen gelehrt hat; Gift für alles glückliche Gefühl ist die eckele Wollust, der wir, als Jünglinge nach der Mode, fröhnen, welche die Nerven lähmt, und unsrer Seele in eine schnarchende Schlafsucht hinabwirft. Wie sie mich jammern, die Unglücklichen, in deren Adern kein Tropfen Blut rollt, das, des feineren Gefühls für Künste fähig,



fähig, einen beschleunigten wonnevollen Fort-  
lauf hervorschaft! Aus Mitleid wünsche, und  
aus patriotischem Stolze behaupte ich, daß es  
unter uns wenig solcher Geister gebe, als ein  
gewisser Bombus war, dem ein schalkhafter  
Dichter folgendes Grabmahl sezzet:

Hier lieget Bombus, den der lieblichste Gesang  
Der schönsten Muse nie im Leben konnte rüren,  
Gewißlich wird er auch Eloahs Harfenklang  
Am jüngsten Tage nicht in seinem Grabe spüren,  
Willst du, Beelzebub, ihn in die Hölle führen,  
So muß ein Janitscharenchor  
Von deinen Teufeln ihn zuvor,  
Mit Klapperblechen, Dübelsäckken  
Und Katzenstimmen auferwecken. —



Bom

~~~~~

Vom Nutzen der Satyre.

Meine Herren!

Die Wissenschaften und Künste sind, wie die Erfahrung lehrt, in der Theorie und nach ihren Regeln betrachtet, lange so schwer nicht zu begreifen, als die Anwendung davon auf wirkliche Gegenstände zu seyn pflegt. Unzählige Umstände, auf welche man entweder nicht fällt, wenn man Regeln entwirft, oder worauf man, auch bey sonst ziemlich genauer Aufmerksamkeit, nicht fallen kann, oder endlich, für welche man der innern Natur der Sache nach, keine hinlänglich brauchbaren und dem Endzwecke sicher genugthuende Regeln voraus ersinnen kann, verursachen, daß man, bey sonst guter Theorie, dennoch so oft seine Absichten vereitelt sehen und die Mängel seiner Spekulation, in Rücksicht auf wirklichen Gebrauch im menschlichen Leben, mit Bewunderung entdecken muß. Wenn man die Messkunst in dem Lehrzimmer gelernt und in der Theorie begriffen hat, wie viel unvermuthete Schwierigkeiten finden wir nicht, wenn wir nun die Hand ans Werk legen und eine Gegend wirklich messen wollen, gegen welche Fälle der Lehrer uns entweder nicht allemal durch brauchbare Regeln sicher gestellt hat, oder vorläufig hat stellen können! Gesezt auch,
daß



daß wir durch diese Erfahrungen neue Regeln bilden, oder von andern, die sie angestellt haben, erhalten und also unsere Theorie wirklich verbessern und brauchbarer machen, so bleiben doch immer Mängel bey der Ausübung zurück, die durch keine Theorie gehoben werden können. So richtig an sich die Lehre von der Ausmessung ist, so lange sie nur im Verstande betrachtet wird, so wenig wird sich der, welcher die Natur der praktischen Vermessung kennet, überreden, daß z. E. die Kopeien von einer Landschaft bis auf alle Kleinigkeiten des Raums genau dem Original gleich sind, oder jemals völlig gleich seyn können.

Die sittliche Welt und die Regeln, welche darin befolgt werden oder werden sollen, sind dieser Gebrechlichkeit vorzüglich unterworfen. Man kann alles was man von der Staatskunst lehret, inne haben; man kann schon große, eigene Erfahrungen darinn gemacht und Proben einer meisterhaften Klugheit abgelegt haben, ohne deswegen sicher zu seyn, daß man sich nicht bey einem neuen, verwickelten Vorfall hintergehen könne. Alles, was nach bloßer Wahrscheinlichkeit beurtheilet werden muß; mit welchem die unumgränzte Veränderlichkeit irdischer Dinge, wie mit einem leichten Balle, spielt; was in das Gebiet menschlicher Freyheit,
Vor:



Vorurtheile, Neigungen, Schwachheit und Interesse einschlägt, ist von so schlüpfriger und wankelbarer Natur, daß ich den Künstler sehen möchte, der sie allemal nach seiner Absicht und nach sonst guten Gründen festzuhalten im Stande wäre.

Welcher Redner an heiliger Stätte glaubt nicht, wenn er mit einer geistvollen, mit einer, von herzzührenden Gründen unterstützten Rede vor der Versammlung auftritt, daß jedes harte Herz erweicht und der Tugend ein Zugang in jede Seele gebahnet werden sollte? Allein was lehrt ihn die wirkliche Erfahrung? — daß er sich ungemein geirret habe, indem er dies allgemein gehoffet. Welcher Satyriker denkt nicht, daß die Schande, der lachende oder heißende Tadel die Thoren bessern werde, indem er sich vorstellt, diese empfindliche Kur sey das einzige letzte Rettungsmittel der sittlich kranken Seele, welches ihre unempfindliche Nerven, ihre stoffenden Säfte durch den schmerzhaften Reiz wieder lebendig machen sollte? Aber der Erfolg hat gelehrt, daß dies Mittel sehr wenig zur wirklichen Besserung der menschlichen Unarten beigetragen habe. Ich will mich bemühen, ihnen, meine Herren, einige Gedanken über die Ursachen dieser Unfruchtbarkeit der Satyre vorzulegen.

Wenn



Wenn der Lasterhafte eine Satyre liest, die ihn schildert, so sind zwei Fälle möglich. Entweder er findet sich getroffen, oder nicht. Das letztere pflegt der gemeinste Fall zu seyn. Es ist schlechterdings unmöglich, eine persönliche Anwendung einer Schilderung auf einen Menschen zu machen und geradezu zu sagen, Du bist der Mann des Todes. Es ist unmöglich, sage ich, nach den Grundsätzen des Rechts und des gesellschaftlichen Friedens, und, wie ich nachher zeigen will, auch in sich selbst, nach den Empfindungen, die durch jeden Tadel erweckt werden. Gemeiniglich halten wir uns nicht für die Originale der satyrischen Schilderungen. Wie kann da die Besserung erreicht werden? Mancher harte Vater bedauert auf dem Parterre einen Romeo, eine unglückliche Julie; opfert aber demohngeachtet selbst seinen Sohn oder Tochter dem Geiz oder der Ehrsucht auf! So lacht der Thor über die Schilderung menschlicher Thorheiten, und süßt es nicht, daß das Märchen auch ihm gilt; gleich jenem bestraften Neugierigen, der an dem angeschwärtzten Schlüsselloch gehorcht hatte, und unter der Gesellschaft großmütig dasteht, und Trotz des schwarzen Fleckes auf seiner Nase, herzlich mitlacht, wenn ihm ein Schalk seine eigne Geschichte erzählt. Steigt uns ja ein halber Gedanke auf, daß die Schilderung auch auf uns passen



passen möge, so tröstet uns bald der herrliche Einfall, daß unser Geiz doch nur Sparsamkeit, unsere Ungerechtigkeit Politik, unsere Tyranei männlicher Ernst, unser Vülen Lebensart, unsere Wollust und Verschwendung ein Gebrauch dieses kurzen Lebens sey.

Da die Satyre ferner unsern natürlichen Hang zum Spott befördert, so macht sie uns gewissermassen selbst zu Satyrifern, und indem wir andere belachen, vergessen wir uns gänzlich. Das verderbte Herz kizzelt sich, weil andre, wie wir denken, belachtet werden; uns vergnügt der Wizz, und wir vergessen die Moral. Es bleiben nicht leicht satyrische Schriften von guter Laune liegen, sondern gehen ungemein stark ab. Was ist der Grund dieser auffserordentlichen Neigung, Satyren zu lesen? Gewis nicht, um sich und seine Fehler zu verbessern, sondern an seinem Schriftsteller entweder sich zu vergnügen, oder andre mit ihm hinter dem Schirme auszulachen.

Wenn wir uns wirklich und im Ernst getroffen finden, welches der andere, aber seltenere Fall ist, so verfehlt die Satyre gemeiniglich wieder ihren Endzweck. Wir hassen den Tadler und werden aufgebracht. Er beleidigt uns, Er entwendet uns etwas von unsern Gütern,
§ und



und zwar gerade dasjenige, was uns so nah am Herzen liegt, unsre Ehre. Die Menschen legen sich entweder Tugenden bei, die sie nicht besitzen, und fordern die Einkünfte, ohne Herren vom Kapital zu seyn, verlangen Ehre, ohne sie zu verdienen; oder wenn ihnen ihr eigenes Gefühl sagt, daß sie schlechte — und ihrer Laster wegen, verächtliche Leute sind, so wissen sie es doch dem wenig Dank, der es ihnen zu sagen das Herz hat. Trift uns also der Satyriker und die Kopei ist zu passend, als daß wir nicht das Original an uns finden sollten, so ärgern wir uns über seine Dreistigkeit, womit er uns die Larve vom häßlichen Gesicht reißt, oder daß er mit einem zu hellen Licht unsre, im Dunkeln sonst begangenen, schwarzen oder lächerlichen Handlungen beleuchtet. Was will z. E. der Bucherer, der dem Satyriker über die Schilderung eines Geizigen bittere Vorwürfe macht, oder ihn gar belanget, anders damit sagen, als ich bin zwar ein Harpax, aber der Mensch soll sich nicht unterstehen, das zu sagen und mich in den Ruf zu bringen? Warum deutet er es auf sich, da er doch nicht genennet wird; warum erboft er sich? Er fühlt, ich bin es; aber ich will es nicht scheinen. Diese Bemerkung wird durch das traurige Schicksal und die Verfolgungen der allermeisten Satyriker bestätigt; auch sogar der ernsthaften Moralisten,

wel-

welche das Herz gehabt haben, zu lebendige Schilderungen zu machen. Ja, ein Tadel, mit einer ernsthaften Mine vorgebracht, wird lange nicht so beleidigend und beißend geachtet, als der leichtfertige Spott des klugen Schalks. Ueberdem finden sich sogar sonst rechtschaffene Leute, welche glauben, der Satyriker schreibe wirklich und hauptsächlich aus hämischer Laune, und habe ein boshafes und menschenfeindliches Herz. Wie kann also die Satyre bessern, wenn sie so große Hindernisse vor sich hat, und der Lasterhafte sie entweder nicht auf sich deutet, oder, wenn er es thut, darüber nur erbittert wird?

Daß aber die Satyre ganz ohne allen Nutzen sey, will ich hiermit nicht behaupten. Vielleicht leistet sie das Einzige noch, um es mit einem Worte zu sagen, daß die starken Gemälde der Laster und Fehler, besonders durch die Vorrückung der fürchterlichen Folgen, Manchen, der diese Dinge noch nicht, oder noch nicht so tief in dem Herzen hat einwurzeln lassen, aufmerktsamer auf sich und behutsamer machen. Ueberhaupt also wird man auch kleine Fehler, oder einen kleinen Anfang eines großen, durch das hochgespannte Ideal desselben in der Satyre mehr scheuen, als man sonst gethan haben würde. Zum Präservativ mag sie also wohl dienen. Wer noch niemals über



seine Fehler getadelt oder belacht worden ist, oder andre darüber belacht gesehen hat, wird nicht so behutsam gegen ein ähnliches Schicksal, durch Vermeidung des Anlasses, dazu, sich zu verwahren suchen. Solche unangenehme Entdeckungen machen den vorsichtigen Mann, der bey jedem Schritt zusieht, wohin er tritt und wer auf ihn siehet, wenn er gehet; es müßte denn seyn, daß ein solcher Mensch bestimmt wäre, Zeit lebens ein schlechter Schauspieler, durch alle Aufzüge und Rollen des Lebens, zu bleiben, wenn er auch noch so oft ausgezisset worden ist. Sonst, dünke mich, wer die Schilderungen eines Pedanten, der sein Zwergfell tüchtig erschütteret hat, liest, wird aufmerksamer werden, sich gegen die Anwandlungen eines pedantischen Stolzes oder Sonderlichkeit zu sichern; und wer, vorzüglich in der Jugend, wo der Charakter noch nicht so bestimmt ist, oder wann noch keine Gewohnheiten und Vergehungen uns das schwere Geständnis, geirrt und thöricht gehandelt zu haben, auferlegt, wer, sage ich, so die Methode und den Geschmack des Historiographen von Querlequitsch kennen gelernt und darüber gelacht hat, der wird wohl nie in die Versuchung fallen, eine große Mauer an seines Dorfjunktors Kornboden und derselben Geschichte einst umständlich zu beschreiben.

Das



Das Laster macht den Tod schrecklich.

Wie, wenn aus kalten Klüften sich der Nord
 Erhebt, und mit dem Süd im Weltmeer kämpft,
 Dann eine Woge aus dem Abgrund braußt,
 In welchen eine andre niedersinkt;
 Und obenher, im furchtbaren Gewölk,
 Des Himmels starker Donner furchtbar brüllt,
 Und an dem Schiff, das auf den Fluten schwebt,
 Der rasche Blitz den hohen Mast zerschlägt;
 Und dann die Schiffer vor dem nahen Tod
 Erbeben und den schwarzen Schlunden, die
 Mit weitem Rachen ihrem Leben drohn;
 Wann sie mit todtenbleichen Angesicht
 Zum zürnenden Beherrscher aller Welt
 Die Hand erheben, welche niederbebt,
 Weil er, von richterlichem Grimm entbrannt,
 Sein Ohr vor ihrem Jammerton verschließt;
 Dann hast du, wann du dies gesehen hast,
 Dann hast du, Sterblicher, ein schwaches Bild
 Der Quaal, die die Seele dessen fühlt,
 Der ist den großen Schritt zur Ewigkeit
 Hinüber aus dem Leben wagen soll,
 Wohin des Bösen viel, so er geübt,
 Des Guten wenig seinem Fußtritt folgt.
 Wenn hänge Ahnungen im Todeskampf,
 Und schwarze Bilder aus der Unterwelt



Vor seines Geistes Auge schweben; wann
 Der heilige und ernste Richter dort
 Auf seinem Sternenthronen winkt; um ihn
 Die Myriaden aller Seligen,
 Der Seraphinen glänzend Chor um ihn
 Des feierlichsten Urtheils Zeugen sind;
 Wann er vor ihnen blos, als Bösewicht
 Entlarvt, ein Abscheu bald zu werden glaubt,
 Weil seines Herzens innre Stimme ihn
 Verdammt, und seine Frevelthaten ihm
 Zurückruft, und in hellsten Widerschein
 Des Sinnes Spiegel die Gestalten malt
 Vor denen er zurückschaudert. — Diene, Mensch,
 Der Phantasien unermessnen Schwung,
 Die Zauberkrast der kühnsten Dichtkunst auf,
 Und tauch' den Pinsel, der dies malen soll,
 Ins Sonnenlicht und in der Nächte Graus;
 Das Bild wird nicht der Theile Tausendster
 Von Jenem, nicht ein Stäubgen gegen die
 Gebirge, unter welchen izt sein Geist
 Erliegt. O Mensch! o Mensch sey tugendhaft!
 Es wartet auf dich Leben oder Tod.
 O wähl das Leben! — wähle nicht den Tod! —
 Das ist, wähl Tugend, wähle Laster nie!
 Dann wird am Abend deiner Wallfahrt, wann
 Du Welt und Vaterland und Gott und dich
 Gedenkst, und nicht erwöthen darfst
 Gelebt zu haben — zwar die Sonn' in Westen dir
 Hinunterfinken; doch ein lieber Stral

Den



Den Abschied dir verfassen, der verspricht,
Daß morgen eine Sonne wiederkehrt.



July in Mr. Myron
Thue Gutes; die Folgen belohnen es.

1. Schön war der Abend, an dem, im Schatten
blühender Bäume,
2. Ins gesegnete Feld mit seinem Sohne Arif gieng,
3. Hinter blauigten Wolken erhob die weichende
Sonne
4. Auf die glückliche Flur die freundlichen Stralen
des Abschieds.
5. Heerden scherzten auf grünender Trift; die frohlocken-
den Thäler
6. Hallen von Stimmen der Luft, so wie die azures-
nen Lüfte
7. Von dem wirbelnden Lied den Abend grüssender
Lerchen.
8. Schön ist der Himmel, begann igt der Sohn: der
Purpur in Westen
9. Glänzet mir lieblich ins Aug' und mischt sich ins
Grüne der Fluren.
10. Lieblich duftet der Hauch von aufgeschlossenen
Knospen
11. Dieser Bäume. Wie köstlich ziert sie das Perleu-
geschmeide!



12. Reichen Segen verkündigt ihr Schminck und erfreut
schon in Hofnung.
13. Sag es, Bester, ist sie dir kund, die Hand, die
sie pflanzte?
14. Damals, erwiedert der Greis, als du mit kraft-
losen Armen
15. Noch, in kindischem Unverstand tändelnd, des
folgenden Tages
16. Unbekümmert, an deiner Mutter geliebten Hals
hiengest,
17. Damals pflanzte ich, mein Sohn, die vergnügen-
den Reihen
18. Grünender Apfelbäume mit Kirschen und Pflaumen
vermenget,
19. Ungewiß noch, ob es mir vom erhabnen Geschicke
bestimmt sey,
20. Ihrer lieblichen Früchte noch eine zu schmecken.
Es hatte
Damals ein giftiges Fieber mir meine Kräfte ver-
trocknet,
Langsam genas ich, vom Tod und schwankte am
zitternden Stabe
Auf die Flur, ob an der lieblichen Sonne des
Frühlings
Und dem Hauch des belebenden Wests die schmach-
tende Seele
Sich entwölkte und bebende Glieder die neue Kraft
fänden.

Matt,

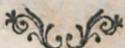


Matt, doch mit Wonnegesühl, gelangt' ich zum
sehnlichen Ziele
Meiner Schritte. Erblickst du von fern den er-
habneren Gipfel,
Der mit männlicher Pracht die wallenden Zweige
empor hebt?
Hier, mein Sohn, genoss ich der Ruh im grünen-
den Rasen,
Sanft umschwebet von lauligten Westen mit Ambra
gewürzet,
Der den Blüten des Baumes entströmte. Geseg-
net, so sprach ich,
Sey mir der Baum, und der Pflanze sey dreimal
gesegnet! —
Sanfter ruhe die Asche, des, der im Tode noch
wohlthut! —
Siehe! — du schlummerst in kühlender Gruft! —
doch leben die Werke
Deiner Hand. Hier wiegt sich in Nesten der zwit-
schernde Vogel,
Bienen summen in Honiggeschäft und genießen den
Nektar
Und ein Genesender labt sich im duftenden Schat-
ten. — Das Auge
Unser Auge, erwiedert der Sohn, ergötzt sich am
Anblick,
Jetzt, und das Herz, antwortet der Vater, an ih-
rem Genusse.



Schnell gelobt ich den heiligen Vorsatz und hab ihn
 erfüllt.
 Pflanzte die Reihen, und sah mit jedem kommen-
 den Tage
 Neue Kräfte mein Innres erheben und bin noch
 und fühle
 Heute noch, so wie vierzig Frühlinge schon, dies
 süße Vergnügen. —
 Freudenthränen rollten im Stillen vom Antlitz des
 Jünglings;
 Aehnliche Wünsche keimten im Herzen; Gefühle
 des Dankes,
 Gegen die Vorwelt und Lust am Wohlthun auf
 künftige Zeiten
 Wechselten in der erregeten Brust. Doch jener mit
 Blüten
 Uebersäete Stamm, so nahm er das Wort, der,
 mehrere Jahre,
 Als ein Sterblicher, zählt und gewaltige Zweige
 hervorstreckt,
 Sprich, wer hat ihn der fruchtbaren Erde einst
 einverleibet? der deinem
 Glücklichen Vater das Leben einst gab, erwiedert
 der Alte,
 Hat ihn gepflanzt. Nun freut sich an ihm der
 Sohn und der Enkel
 In dem erquickenden Schatten, den breite Aeste
 umherstreun.

Siehe



Siehe da, mein Sohn, ein Bild der geschäftigen
Zugend! —

Thue Gutes, du wirst die Früchte desselben ge-
nießen.

Nicht das Korn, das dort im verborgensten Win-
kel der Erde

Hingestreuet ist, das lachte auf ewig verloren.

Wenn du längst gewähnt hast, es sey durch Ver-
wesung vernichtet,

Treibt es fröhliche Wurzeln und wächst zum mäch-
tigen Stamm auf.



Ueber die körperliche Größe, Stärke, und Schwäche des Menschen.

Eine Unterredung für Kinder.

Ferdinand der älteste, Frizzen, Wilhelm,
Karlgén, der kleinste.

Ferdinand (bringt einen ausgestopften Vogel, und setzt ihn, auf seinem Stul stehend, sehr hoch an der Wand hin)

Da soll dich der naseweise Frizze gewiß nicht kriegen und verhunzen. Vor dem Buzben kann man nichts sicher haben. Warte! (geht ab)

Frizzen (erblickt beym Hereintreten den Vogel und läuft, außer sich, nach der Wand; da er aber nicht reicht, rennt er schnell um, und schurrt einen Stul heran, und flettert. Es geht nicht.)
Daß dich! — (reicht) So will ich dich doch haben! — (holt Bücher und legt sie auf den Stul und steigt darauf) Doch nicht? — Der verdammte Vogel! Er sieht schön aus (reicht) daß dich! —

Wilhelm (kommt, indem jener reicht) Du armer Stämper; — laß dir's vergehen, Frizzen! So ein Endgen, wie du auch bist —
das



das glaub ich! — laß mich heran! (Er will nicht) Geh! geh! Die Bücher brauch ich nicht!

(Wirft sie vom Stul, steigt darauf, reicht, ohne es zu erreichen)

Frizgen (lacht laut) Da! siehst du, Pralshans? Du dachtest wohl gar, du wärst der große Christophel?

Willh. Warte! warte! so! — (nimmt die Bücher auf den Stul; aber es geht nicht)

Frizgen (lacht sehr, endlich sagt er) Willhelm! Du dachtest wohl Wunder, wie viel du größer wärst als ich? Am Ende glaub' ich gar, ich bin eben so groß, wie du.

Willh. Seht doch! was sich das Häsgen einbildet! Wir wollen uns einmal messen.

Frizgen Gut! gut! komm her. (Stellen sich neben einander, Schulter gegen Schulter, und machen sich so groß, wie sie nur können. Friße stellt sich auf die Zehen und Willhelm merckt endlich)

Willh. Nein, Pürschgen, so haben wir nicht gewettet: Trete der Herr hübsch auf die Fersen. (Friße läßt nun kleiner und ärgert sich)

Frizgen. Es ist doch eine verdamnte Sache, wenn man so klein ist.

Ferd.



Ferd. (tritt unversehens herein) Weil man dann den Vogel dort oben nicht reichen kann — Nicht wahr Frizgen?

Frizgen. Hast du denn gesehen?

Ferd. Ich seh's da an den Anstalten.

Willh. Wenn wir so groß wären, wie du, so hätten wir ihn wohl ein wenig gesehen, ja! —

Ferd. Und ein bißgen vernichtet. Es war also sehr gut, daß ihr nicht groß genug dazu waret.

Willh. Das wird eine Lust seyn, wenn ich einmal so groß bin, wie Papa!

Ferd. Du wirst damit doch noch nicht zufrieden seyn. Ich kenne deine Grillen.

Willh. Nun lieber wie der Flügelmann in Potsdam, will ich mir wünschen.

Frizgen. Das ist doch noch nichts rechts. Wenn man sich was wünscht, so muß man sich was rechts wünschen. Wie unser großer Birnbaum im Garten — so groß möchte ich wohl seyn. (Frizgen und Willh. lachen)

Ferd. Und warum das?

Frizgen. So braucht ich keine Leiter und keine Stangen, wenn die Birn reif sind. Du weißt,



weist, wir dürfen nicht klettern. Nun denk einmal, Bruder, die Lust, wenn man so großmütig im Garten spazieren könnte, und so im Vorbegehen, wenn man Lust bekäme, sich seine Tasche Birn ganz kommode abpflückte, wie man sich Johannisbeeren abpflückt. (Ferd. lächelnd) Das wäre nicht übel.

Willh. Dann könnte man allen Leuten ins Fenster gucken, die im dritten Stockwerk wohnen; das würde ein Spaas seyn!

Ferd. (schüttelt den Kopf unwillig)

Frizgen. Dann würde ich mich nicht fürchten dürfen, daß mich die Kutschpferde überrennen würden, wenn ich auf der Straße gehe. Du weißt, was wir leghin für einen Schreck davon hatten. (lachend, und die Beine aufsperrend) Dann ließ ich Kutsche und Pferde, und den Kutscher mit samt seinen großen Schnurrbart, mitten durch meine Beine fahren, und lachte dazu. (Ferd. lächelt)

Willh. Ja, wenn man spazieren gienge, und wollte einmal geschwind über die Havel, so bräuchte man nicht halbe Meilen weit umzugehen, um an eine Brücke zu kommen, oder einen Kahn zu miethen. Husch! einen Schritt, oder einen kleinen Satz, so wäre man drüber.
Ferd. Meinst du?

Willh.



Willh. Wenn ich dreißig Ellen lang wäre, denk einmal was hätt ich da für Beine!

Ferd. (kalt) freylich.

Frizgen. Und käme man einmal in einen Sumpf, oder es wäre eine große Wasserflut, man könnte da nicht ersaufen. Weißt du wohl, was lesthin in dem lustigen Buche von unvermünstigen Abentheuern stand? Daß einige Juden erzählt haben, es wäre ein Riese neben der Arche Noah hergegangen, dem das Wasser der Sündflut nur bis an die Knöchel gereicht hätte? Das muß ein ganzer Kerl gewesen seyn! Da hätte das Wasser bis an den Himmel gehen müssen, wenn der ertrinken sollen.

Willh. Und denn wäre man auch stärker, wenn man so groß wäre. Wenn man auf Reizen gieng und begegnete einem ein Bär, so drehte man ihm den Hals um, wie wirs lesthin mit dem Sperling machten, den wir im Garten fingen.

Ferd. Das war nicht hübsch. Du weißt, was ich dir sagte. —

Willh. Oder schmiss ihn eine halbe Meile weit in die Luft, daß er so herunter purzelte, daß ers Aufstehen vergäße. Auch mit dem Akkerban käme man leichter davon. Wo man jest funfzig Leute braucht, das könnte einer verrichten.

richten. Ich sah lezthin an der Kamme sechzig Menschen ziehen. Was kostet das nicht! Wäre man so groß, so könnten zwei Kerl ganz leicht mit einem großen Hammer die Pfäle einzuklopfen; das wäre ja herrlich.

Ferd. Das läßt sich nun alles ganz gut anhören. Aber ihr seyd doch bey allen diesen Wünschen Thoren.

Willh. Was? Thoren?

Ferd. Glaubt ihr denn dadurch glücklicher zu werden, als ihr seyd?

Willh. Allerdings. Wir könnten uns allerhand Vorteile mit unserm Körper geben, die wir jezt nicht haben.

Frizgen. Wäre das nicht hübsch, wenn man brav hoch reichen, und sich brav wehren könnte? heh!

Ferd. Sagt mir, sollten die andern Dinge denn so groß bleiben, wie sie jezt sind?

Willh. Fr. (zugleich) Warum nicht? Ja.

Ferd. Nun sage mir, Frizze, wenn du nun so erschrecklich groß wärest, wie du kindisch genug vorhin wünschtest, wie unser großer Birnbaum, sage, wie wollst du denn durch unsern dickbewachsenen Obstgarten durchkommen? denn unter den Ästen könntest du ja nicht durchgehen, wie jezt. Du würdest auf allen

Vieren kriechen müssen, und doch kaum würdest du durchkommen.

Willh. Wenn man aber nur auch so stark wäre, so böge man die Aeste, oder knifte sie entzwei.

Ferd. Und rizte und zerfezte sich jämmerlich? Nicht wahr? Alle Bäume wachsen so, daß jetzt ein Mensch etwa zuweilen mit mäßigen Büfken unter ihnen durchkann. Aber so würdest du ja nicht einmal reifen können, wenn es durch Wälder gienge. Die Bäume hängen mit den Aesten über den Wegen manchmal ganz zusammen. Auf die Jagd könnte der Mensch gar nicht gehen, und wie wollte er alsdenn die wilden Thiere verfolgen können? Er müßte sie ungestört in ihrem Verhack, in ihren durch Gebüsche verschanzten Bestungen, sich unzählig vermehren lassen, und zu seinem Schrecken und Schaden nicht nur unsäglich von ihnen leiden, sondern auch in steter Lebensgefahr schweben, wenn er sich nur aus seiner Wohnung begäbe. Ferner, wo wäre ein Haus, ein Zimmer, ein Bett, das groß genug für dich wäre? Du müßtest wahrhaftig unter freiem Himmel auf einem Schock Stroh liegen. — Du müßtest wenigstens sechzig Ellen Tuch zu einem Kleide haben, da du jetzt mit viereu zufrieden seyn kannst. Wäre das ein Vorthail für dich?

Willh.



Willh. (nachdenkend) Mein.

Ferd. Wie wollte die Erde so viel große Menschen ernähren können? Wo iest tausend leben, da würden kaum hundert Platz und Nahrung finden. Wenn du so einen großen Körper hättest, du äßest ja einen Ochsen in zwei Tagen auf. Du brauchtest ja einen Eimer Milch zu deinem Kaffee allein! Wo wollte das hinaus?

Willh. (nachdenkend) Nun so müßten die Ochsen größer seyn, so daß sie sich für solche große Menschen schickten.

Ferd. Gut. Wie viel Ochsen könnten alsdenn auf unsrer Weide gehen, was meinstu? Wie viel könnten wir den Winter durchfüttern?

Willh. Freilich sehr wenig.

Ferd. Also würden die Menschen auch sehr wenig Nahrung finden. Wenigstens nicht mehr, als jetzt.

Willh. Nun so müste die ganze Welt größer seyn.

Ferd. Das ist nun wohl ein wenig vorwizzig, Willhelm; das heißt die ganze Schöpfung ändern wollen. Aber ich wills einmal annehmen, es geschähe, du würdest doch nun nichts besser dran seyn.

Willh. Wie so?



Ferd. Weißt du was Proportion ist?

Willh. Nun?

Ferd. Stelle dich neben Frizzen. Nicht wahr, jetzt läßt du groß?

Willh. Ja.

Ferd. Und Frizze klein?

Willh. Ja.

Ferd. Nun neben mich.

Willh. Ja, nun bin ich klein.

Ferd. Bist du nun groß oder klein.

Willh. (stutz) Weder groß noch klein. Neben Frizzen groß, neben dir klein.

Ferd. Nun denke, ich würde noch einmal so groß, wie ich jetzt bin, du noch einmal so groß, als du jetzt bist, Frizze noch einmal so groß, als er jetzt ist. Wärest du gegen mich denn größer, als ich seyn würde, oder Frizze gegen dich größer, als er jetzt gegen dich ist?

Willh. Nein.

Ferd. Könntest du also alsdenn mehr gegen mich ausrichten, als jetzt, oder Frizze gegen dich?

Willh. (denkend) Nein.

Ferd. Das ist Proportion, proportionirliche Veränderung.

Willh.



Willh. So? — Ich verstehe dich.

Ferd. Nun, also wir wollen annehmen, es würde alles in der Natur proportionirt größer, wenn du so groß würdest, wie du wünschtest, würde es was helfen?

Willh. (denkt)

Ferd. Gesezt nun, du bauest dir ein so grosses Haus, als für dich recht wäre, müstest nicht die Bäume auch eben so proportionirt länger wachsen?

Willh. Ja.

Ferd. Würdest du denn nicht eben so viel Mühe damit haben, als jetzt, mit Erbauung eines Hauses?

Willh. Ja, nach Proportion, freylich.

Ferd. Hätt'st du's denn besser?

Willh. In dem Fall nicht.

Ferd. Fritzen hast du alles gehört?

Fritzen. Ja.

Ferd. Und verstanden, was Proportion ist?

Fritzen (kindisch niedlich) Wenns eine groß wird, wirds andere auch groß, so daß es ihm nichts hilft.



Ferd. Gut, mein Kind. Also, wenn du nun so groß wärest, wie du wünschtest, müßte nicht der Birnbaum auch um so viel größer werden, als wie er jetzt größer ist, als du, wenns nach der Proportion gienge?

Frizgen. Ja wohl. —

Ferd. Könntest du denn die Birnen auch noch mit der Hand reichen?

Frizgen. Nein, ich müßte mir auch eine Stange nehmen.

Ferd. Also würde es dich nichts helfen. — —

Frizgen. Nein alsdenn nicht.

Ferd. Wilhelm, sollten so viele Menschen auf der Welt leben, wie jetzt?

Willh. Ja, warum nicht? Warum sollte ich ihnen nicht auch das Leben gönnen, wie es der Schöpfer gethan hat. Es wäre ja traurig, wenns nur ein Paar Menschen in der Welt gäbe.

Ferd. Also müßten auch so viel Thiere und Pflanzen zum Unterhalt der Menschen da seyn, wie jetzt?

Willh. Ja freilich.

Ferd.



Ferd. Wenn aber die Thiere und Pflanzen so klein blieben, wie jetzt, würden die Menschen, die nun so und so groß geworden wären, genug daran haben?

Willh. Nein, das versteht sich, daß sie nach Proportion größer würden.

Ferd. Also würdest du nicht größer und stärker gegen sie seyn, als du jetzt gegen sie bist?

Willh. (sinnt) Nein.

Ferd. Hülf dir denn deine ungeheure Größe?

Willh. So nicht?

Ferd. Aber anders kanns nicht gehen?

Willh. (sinnt) Freilich nicht.

Ferd. Fritzen, müßten nicht auch die Pferde größer seyn, wenn solche große Menschen darauf ritten, oder in Kutschen fahren wollten, die sie ziehen sollten?

Fritzen. Ja wohl!

Ferd. (lächelnd) Könntest du denn die Beine aufsperrn, und die Kutsche und den Kutscher sammt seinem grossen Schnurrbart durchfahren lassen?

Fritzen. Das müßte ich denn wohl bleiben lassen. (seitwärts) Ein solcher großer Kutscher



scher müßte einen abscheulichen Schnurrbart haben. — (lacht)

Ferd. Wilhelm, willst du wohl die Raubthiere in der Welt leiden?

Willh. Weil sie Gott geschaffen hat, und leiden kann, so will ichs auch thun, so muß ich.

Ferd. Wenn nun, wie wir erst sagten, die Ochsen und alles Vieh so gros würden, wie es sich für solche große Menschen schickte, sage, wovon sollten die Raubthiere leben?

Willh. Vom Vieh.

Ferd. Können sie es alsdenn bezwingen, wenn sie gegen sie so klein sind?

Willh. (lünnt) Nein. Sie müssen also auch nach Proportion größer werden.

Ferd. Würde dir denn deine Größe und Stärke mehr helfen, als jetzt? Wenn nun ein Bär auf dich los käme, wie unser Gartenhaus so gros, heh?

Frißgen. Ach ein Bär, wie unser Gartenhaus! — —

Ferd. Könntest du ihn denn leichter erdrücken, als jetzt; Könntest du ihn in die Luft schleudern?

Willh.



Willh. (betreten) Nein.

Ferd. Wenn nun so viele große Geschöpfe auf der Erde leben sollten, müßte denn nicht die Erde auch größer seyn?

Willh. Ja.

Ferd. Warum?

Willh. Sie würden sonst nicht Platz und Nahrung genug finden.

Ferd. Müßten denn nicht die Gewässer, die Felder, auch größer seyn?

Willh. (sinnt) Ich weiß — vielleicht wohl.

Ferd. Freilich. Sonst würde es der Erde an Feuchtigkeit, den Feldern an hinlänglichen Korn fehlen.

Frizgen. Es müßten auch mehr Fische in der Havel seyn.

Ferd. Oder doch größere Fische, Frizgen, das kommt auf eins hinaus.

Frizgen. Die Bleie wären denn wohl wie ein Kalb, nicht wahr Ferdinand?

Ferd. Nicht anders. Wilhelm, wenn nun die Havel denn um eben so viel größer würde, als jetzt, könntest du trotz deiner langen Beine, darüber springen?

S 5

Willh.



Willh. Nein, ich müßte auch über die Brücke.

Ferd. Also — Und wenn nun die Felder grösser würden, eben so nach Proportion? —

Frizgen. So müßten eben so viel Arbeiter dabei seyn, und diese eben so viel arbeiten.

Ferd. Eben so mühselig?

Willh. Ja.

Ferd. Und wenn die Wasser breiter, mit- hin auch tiefer würden, wie wärs denn mit dem Rammen und Brückenmachen? — Was meinst du?

Willh. Eben so. So viel Leute, so viel Mühe, so viel schwerere, längere Balken.

Ferd. Also waren eure Wünsche Thorheit, weil sie euch nichts helfen würden?

Willh. Ja.

Frizgen. Ja.

Ferd. (Setzt sich ein wenig allein. Heinrich war kurz vorher gekommen, an den Tisch gegangen, und hatte sich etwas zu thun gemacht)

Heinrich. Ich merke, Wilhelm, du hast dich, und in der Welt alles, grösser gewünscht.

Friz



Frizgen. Ja so groß, wie unser Birnbaum, haben wir uns gewünscht.

Heinr. Das ist närrisch. Kleiner hätet ihr euch wünschen sollen, so klein, so klein wie ein Zaunkönig.

Willh. und Frize lachen) Eiliput! Eiliput!

Heinr. Das mag seyn; man wäre besser dran.

Willh. Wie so?

Heinr. Erstlich. Man brauchte nicht so viel zu seinem Unterhalt, — zur Kleidung, zur Wohnung.

Willh. Freylich wäre denn ein Hanfskörngen Essen auf vier und zwanzig Stunden für eine ganze Familie genung.

Ferd. Und statt eines Hauses, dürfte man nur in eine Ritze kriechen. Oder man machte sich ein kleines Häußgen von Kartenblättern das wäre den Augenblick fertig. Oder auch hundert könnten ganz kommode in einem Kämmergen wohnen.

Willh. So wärs auch mit der Kleidung.

Heinr. Die kleine Thiere, sagt der Herr Informator, haben alles kleiner und feiner, als die grossen. Sie sehen schärfer, hören schärfer,



fer, fühlen feiner und genauer. Glaubst du das Ferdinand?

Ferd. Das ist wohl größtentheils richtig.

Heinr. Also würde der Mensch unendlich viel Dinge sehen, hören, fühlen und riechen, davon er jetzt nichts weiß, weil er zu grobe Glieder und Sinne hat; sagt er.

Ferd. Da hast du wohl Recht.

Willh. Es würden auch viel mehr Menschen auf der Welt leben. Denn sie brauchten nicht so viel Platz und Nahrung.

Ferd. Heinrich, wolltest du dich wohl von jedem Ochsen, der über dir hinlief, zertreten lassen, wie eine Raupe?

Heinr. Ei, profit! ich danke. Das war einfältig, Ferdinand.

Ferd. So? und wenn du's nun wärst?

Heinr. Ich?

Ferd. Müstest du dir das nicht gefallen lassen, wenn du so klein wärest, wie du vorhin wünschtest?

Heinr. (stutzt)

Ferd. Wie armselig wäre denn der Mensch! Statt daß er jetzt über die Erde herrschen



schen kann, so würde er so eine klägliche Figur spielen, wie ein Zaunschlüpfer —

Heinr. Ja der Mensch herrscht ja nicht durch seinen Körper über die Dinge, sondern durch seinen Verstand.

Ferd. Gut. Aber gieb einmal einem Zaunskönig so viel Verstand als ein Mensch hat; laß ihn mit der Flinte auf die Jagd gehen, und einen wilden Eber erlegen — Wilhelm und Frizze lachen.

Frizzen. Die kann er nicht tragen. Ein Zaunkönig und eine Flinte auf der Schulter ha, ha, ha!

Heinr. (stutzt verdrieslich)

Ferd. Laß ihn pflügen, wenn auch der Pflug noch so leicht wäre — laß ihn das Pflugschaar hammern, Räder machen; Gieb ihm Beil, Zange und so weiter. Und wer hätte ihm denn die Flinte, das Beil, den Pflug, die Zange machen sollen? wenn alle Menschen so klein wären? heh?

Heinr. Das ist wahr.

Ferd. Also gehöret just so viel Kraft zur Verfertigung und zum Gebrauch der Maschinen, zur Ausübung dieser Kunstgriffe, als der Mensch eben jetzt hat?

Heinr.



Heinr. Ja —

Willh. Also isß nichts mit dem Kleins
seyn. Man müste sich ja nur foppen lassen,
wenn man so ein Knips wäre.

Heinr. Aber ich hätte doch viel feinere
Sinne und könnte feinere Dinge bemerken?

Ferd. Ja, aber wo bliebe denn das Ge-
fühl für grosse Dinge in der Welt? Könntest du
den Himmel und die Erde betrachten, wie jetzt?
Eine ganze schöne Gegend, bis an die himmel-
blauen Berge, in der Ferne überschauen? dir
von grossen Dingen elnen Begriff durch die Sin-
ne machen? Glaube also, daß das Insekt sehr
scharf die Kleinigkeiten sieht, und fühlet; aber
wie weit wird es sehen? vielleicht so weit, als
das Blatt reicht, woran es frisst?

Frizgen. Nein, nein, das ist nichts;
das gienge nicht. Wie schön isß, Bruder,
wenn man so auf den Marienberg steigt,
wenn man die Stadt, die Havel, das Feld,
die Heerden, die Dörfer auf einmal übersehen
kann! Weist du wohl, wie wir uns freuten,
als wir sogar die Thurmspizzen von Potsdam
sehen konnten? Ich sollte so ein Dingelgen seyn,
das nicht über den Zaun gucken könnte! —
Pfui!

Ferd. Recht Frizgen.

Willh.



Willh. Wie aber, wenn nun alles um uns auch so — so — proportionirt kleiner würde?

Ferd. Denn würde es dir damit gehen, wie vorhin mit der Größe. Soll denn alles gleich klein seyn?

Willh. Nein, ich sage dir ja proportionirt.

Ferd. Also wäre auch alsdenn was kleiner, als du? Und eben so gegen dich kleiner, wie jetzt?

Willh. Das mag seyn.

Ferd. Nun so fällt auch dein Vorteil ganz weg. Von den kleinen Dingen könntest du eben so wenig bemerken, als jetzt.

Willh. Es ist wahr.

Heinr. Aber denn hätte ich mich doch eben so wenig vor den andern Dingen zu fürchten, als jetzt.

Ferd. Gut. Aber du würdest, deiner Kleinheit und Ohnmacht wegen, eben so viel Mühe mit den andern Dingen haben, sie zu deinem Nutzen anzuwenden, als jetzt.

Willh. Ja, es ist wahr. Denn ein Haus zu bauen, würde dann eben so schwer seyn, als jetzt.

Fritz:



Frizgen. Und das Brod, die Fische, die Thiere, die Gartengewächse wären alle eben so kleiner, und du hättest nicht mehr zu essen, als jetzt. Laßt uns bleiben, wie wir sind. So ist's am besten.

Ferd. Recht, Kinder. Eine proportionirte Aenderung der Welt würde uns nichts helfen, und eine unproportionirte würde uns schaden. Wir sind klein genug, um so viel von den Kleinigkeiten der Welt zu empfinden, und zu nützen, als wir zu unserm Vergnügen und Nutzen brauchen. Kann ich doch den herrlichen Staub auf dem Schmetterlinge sehen und mich daran vergnügen. Wir sind auch groß genug, um das Große, Himmel und Erde, anzusehen zu können. Wir können das Große behandeln und zu unserm Vorteil anwenden. Der bloße Mensch hat ungemein viel Stärke; und wenn er noch die Vernunft dazu nimmt, und sich Maschinen verfertigt, so kann ihm nichts widerstehen. Seine Art zerfällt und zersplittert den Baum, der zwanzigmal so hoch, als er, und viel hundertmal schwerer und durchaus härter ist, als er. Sein Schießgewehr reicht in die weite Ferne, und ereilt das Wild, das ihn an Schnelligkeit so weit übertrifft, oder an Stärke überlegen ist. Wir können nicht schwimmen; aber unser Netz reicht bis ins Innerste
des

des Flusses und langt uns Fische heraus. Selbst das Seeungeheuer erreicht unsre Harpune. Unsre Schlingen berücken die Vögel, die sonst bis an die Wolken steigen; unsre Gruben das furchtbarste und ungeheuerste Thier. Wir können nicht fliegen: aber zu Pferde, zu Wagen, zu Schiffe die ganze Welt bequem durchreisen, was der befiederteste Vogel nicht kann. Sprengen nicht unsre Meißel, Hammer und Pulver, ganze Felsen und Berge? Thümt nicht der Mensch nach und nach, durch Hülfe der Maschinen und Werkzeuge, ungeheure Palläste auf, wenn er mit Kalk und Gips, Steinen und Holz ein neues Werk schafft, und durch Maas- und Bleisenkel es vor dem Sinken und Fallen schützt? Der Zaum bändigt uns Schwachen das muthige Roß, und unser Sporn und Peitsche befiehlt ihm nach Belieben, so wie das Joch den Ochsen zwingt, für uns den Pflug zu ziehen. So herrscht der Mensch über die Erde.

Karl. Das ist alles recht gut. Aber eins gefällt mir am Menschen nicht.

Ferd. Was?

Karl. Daß man so einen weichlichen Körper hat.

Ferd. Wie so?

§

Karl



Karl. Da hab ich mich in den Finger geschnitten, höre, wie weh das thut! — Ich kanns nicht sagen.

Willh. Das ist wahr Ferdinand. Da hab ich mich lezthin, wie wir in der Kutschensremise waren, und ich geschwind um unsern Wagen herum wollte, mit dem Knie an die vorderste Aye gestoßen, daß ich vor Schmerzen zu Boden fiel. Den braunen Fleck hab ich noch.

Fritzgen. Als ich von der Treppe fiel, was für ein Loch hatt' ich da im Kopfe! Hier, recht hier wars. (weist auf den Kopf)

Karl. Wärs nun nicht gut, wenn der Mensch nicht so weichlich wäre, sondern so fest als Stein und Eisen.

Willh. Fr. Heint. Ja Ferdinand das ist wahr.

Karl. Und wenn ich nun Soldat werde — das ist eine verdamnte Sache — die Kugeln gehen dir durch und durch. Und die Säbel hauen einem bis auf die Knochen. Das muß abscheulich weh thun. Wenn ich aber nun so fest wäre, wie Eisen, da lachte ich dazu.

Heint. Ueberhaupt brauchte man sich nicht zu fürchten. Kein Thier könnte einen zerreißen,



reißen, und wenn einem ein Hans über dem Kopf einfiel, es thäte einem nicht ein Haar.

Frizgen. Das wäre vortreflich.

Willh. Nun Ferdinand, was sagst du dazu?

Ferd. Ich? nichts.

Willh. Nichts.

Heinr. Du weißt nichts drauf.

Ferd. (zieht einen schönen Apfel aus der Tasche und zeigt ihn.)

Karl. Mir, mir schenk ihn, lieber Ferdinand, mir!

Willh. Nein, mir Bruder.

Ferd. Nein, keinem von euch; das Messer soll ihn haben. (steckt den Apfel an ein Messer und legt beides bei dem Vogel)

Willh. Bist du närrisch? Was soll das Messer damit machen?

Ferd. Das Messer ist von Eisen, kann nicht verwundet werden, nicht bluten; darum ist's vollkommner, als ihr alle beide.

Karl. Aber es kann doch den Apfel nicht kosten. Aber uns schmeckt er doch gut.

Ferd. (spöttisch) So?



Willh. Karl. Ja uns.

Ferd. Warum denn?

Willh. Wunderlich! — Weil wir eine Zunge haben, einen Gaum; das Messer aber nicht.

Ferd. Nun so will ich den Mohr auf unserm Kamin drüben holen, der hat eine Zunge. Du weißt, Karlgen, wie er sie heraus streckt, und die Leute anblickt. Dem will ich ihn geben. Der ist von Stein; der kann auch nicht zerstoßen werden, nicht bluten, keine Schmerzen empfinden.

Karl. O wenn er gleich eine Zunge hat, so fühlt er doch nichts damit.

Ferd. Warum denn nicht? (lachend)

Karl. Wunderlich — wenn sie von Fleisch wäre und er selber —

Ferd. (lächelnd) So? Also weil du von Fleisch bist, und dein Körper aus einem feinem Gewebe von Nerven und Säften besteht, so kannst du den süßen Apfel kosten?

Karl. (dreist) Freilich!

Willh. Freilich!

Ferd. Und wenn du von Holz, Eisen oder Stahl wärest, könntest dus nicht?

Willh.

Willh. Freilich nicht.

Ferd. Also siehst du? — Wolltest du wohl alle das Vergnügen missen, was du durch dein feines Gefühl hast, darum, daß du nicht verwundet werden könntest?

Willh. (sinn) Nein. Ich kann mich ja ohnedem davor sonst in Acht nehmen, der Gefahr aus dem Wege gehn, mich durch Vorsicht schützen.

Fritzgen. Du hast Recht, Ferdinand. Wenn ich die Treppe hinunter will, so gehe ich sachte und halte mich.

Willh. Und wenn ich um die Kutsche herum will, so sehe ich, wo die Achse ist, und gehe vorbei.

Karl. Und wenn sie mit Kugeln im Felde schießen, so stelle ich mich hinter einen Baum; oder ich gehe gar nicht hin, wo die Kugeln fliegen. So ein Narr werd ich nicht seyn. — Aber die Braten will ich mir gut schmecken lassen und den Wein beim Marketerender.



Das Erdbeben.

O welcher Schreckensvorhang zieht sich auf!
 Welch' einen Schauplazz seh ich liegen!
 Wer treibt der Elemente wilden Lauf,
 Die sich in fremde Gleise biegen?
 Was dampfet dort für ein verborgner Brand,
 Wo sonst ein steter Frühling lachte?
 O Gott! — wie schwer drückt deiner Rache Hand,
 Das Land, das nie daran gedachte!
 Wie wütend braußt es durch die trübe Luft!
 Der Erdball wankt von tausend Stößen;
 Es bersten Felsen — eine schwarze Kluft
 Muß ihre Wurzeln tief entblößen.
 Des Meeres Grund, der nie das Senkblei fühlte,
 Erreget sich; erboßte Winde
 Empören seufzend ihn; mit Graun durchwüßt
 Ihr Loben die verborgnen Schlünde.
 Die Fluten türmen sich gleich Bergen auf,
 Der Donner brüllt am Horizonte;
 Jetzt steigt das Schiff bis an der Sterne Lauf,
 Jetzt schwanket es am Acheronte

Dann



Dann trümmert es der Sturm am Fels; es sinkt,
Und sein zerschmettertes Gerippe
Schwimmt auf den Bogen. — Banges Klagen
dringt

Jetzt Himmelan. — Die fernste Klippe
Hält von dem bangen Winseln Sterbender
Laut wieder, — und Entseelte schwimmen
Hoch auf dem Schaum der wilden Flut. Das
Meer

Berschlingt Entkräftete. Dort klimmen
Noch andre jenen schroffen Fels hinan,
Und stürzen hilflos denn zurücke,
Hier schwanken sie in ungewisser Bahn

Auf Brettern. Ihre trüben Blicke
Erflehn umsonst die Hülfe. Denn am Land
Versagen stürzende Palläste

Den Bürgern Rettung; und das Band,
Der Liebe, das sie sonst so feste
Verknüpft, zerreißt, — und nur das Mitleid
klemmt

Die treue Brust, da sie die Freunde
Im wilden Strudel kämpfen sehn. Es hemmt
Der Schmerz die Zähren, — und selbst Feinde
Umarmen sich, da sie den nahen Tod
In seinen schrecklichsten Gestalten



Vor Augen sehn. Da alles ihnen droht,
 Muß auch der bitter Haß erkalten.
 Dort sinkt ein marmorn Heiligthum. Es deckt
 Die schwere Last viel tausend Leichen.
 Vergebens sucht, mehr, als vom Blitz, erschreckt,
 Die Schaar den Ausgang zum Entweichen.
 Und wer noch athmet, flieht mit starrem Blick; —
 Auf Schrecken, denen er entgangen,
 Schaut er im Felde bang und wild zurück;
 Die Tränen rollen von den Wangen.
 O Sterbliche! könnt ihr dem Gott entfliehn,
 Der eure Wege kennt und siehet?
 Verbrecher! könnt ihr euch dem Aug' entziehen,
 Das nimmer schlummert? — Wagt's und
 fliehet!
 Sein tödtend Nachschwerdt folgt euch schneller noch,
 Als Blitze, die am Aether kreuzen.
 Er ist Allgegenwart. — Verehrt ihn hoch,
 Wagt nicht, durch Thorheit ihn zu reizen.
 Seht, wie er hier den Stolz der Völker beugt,
 Die voll von Angst auf öden Flächen
 Von ihm gezüchtigt irren! Seht, es zeugt,
 Ihr Schmerz, wie kühne Herzen brechen.

Dort



Dort sucht die Gattin jammernd den Gemal,
Den die Ruinen tief verstecken.

Der Vater ruft den Sohn, den, ach! der Todten
Zahl

Längst in sich hält und Trümmer decken.
Um den Geliebten schluchzet hier die Braut;
Ein Bach von Thränen stürzt hernieder;
Im Sturmwind irrt das Kind und winselt laut,
Und Erd' und Himmel hallen wieder. —
O Gott, o Gott! — wie unaufhaltsam ist
Dein Strafgericht, wenn du im Grimme
Die tausend Welten zittern machst! — Du bist
Nicht anzuschau, wenn deine Stimme
Hoch über unserm Haupt in Mitternacht
Dahin rollt. — — Doch du bist auch Liebe —
Und deiner nie erschöpften Gnade Macht
Erregt in dir auch sanfte Triebe.
Du zürnest nur um unsrer Frevelthat;
Und wenn der Sünder, voll von Reue
Mit frommen Zähren, deinem Throne naht,
Eilt dein Grimm die Vatertraue.



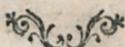
PARADOXON

Obscurior scribendi aut dicendi ratio majorem affert auctoritatem.

Mirari omnino licet, Auditores, qui fiat, ut veritas, quae aeterna semperque eadem habetur, nonnumquam ad erroris accedere videatur speciem, cum primo intuentibus a communi sensu, quod dicitur, abhorret. Neque id in causa est, quod diuina ista et constans veritas in Protei varias se transmutet formas, sed quod parum clare oculis nonnumquam ea, quae sunt cernimus. Sapientis autem est, ea noscere, quae, abstrusiora quasi et recondita magis, a vulgi usu et auribus sunt quodammodo aliena. Ex quo genere mirabile, siue, ut ajunt, παράδοξον aliquod sumsi argumentum dicendi, de cuius veritate vobis, Auditores, persuadere conabor: Obscurius dicendi aut scribendi genus majorem sapientiae conciliare famam, quam solidiorem et magis perspicuam doctrinae et artium tradendarum rationem.

Veri enim et optimi doctores, qui et mentis humanae vim penitus perspexerunt, optime viam, quae illuc fert, mouerunt, et scientiae arcanis sunt admissi, familiaritate summa Musarum vtentes, non tradunt, nisi, quae plane

ne



ne ipsi exactissimeque cognouerunt, quaeque sensibus auditorum sunt accommodata. Itaque nec prius opere desistunt, quam certo sciant, faciem istam horum mentibus illuxisse atque claram obuersari animis dicentium rei alicujus speciem. Naturam igitur sequentes in cognoscendo duces, duces in docendo, tandem aliquando difficillimarum rerum et ipsi et auditores consequuntur notitiam, quae quasi amplexibus tenent clauas arctissimis. Sed cum ea, quae secundum naturam et ordine fiunt, mirabilia non habeantur, fieri omnino aliter non potest, quin haec non ita difficilia, non ita magna existimentur a discipulis, quae sine laboris molestia cognita ab illis atque percepta sunt. Ex quo illud scitum ac verissimum Horatii natum est, dicentis:

— — *Vt sibi quiuis*

Speret idem — —

Idem, qui audiunt et distincte percipiunt, si quid vere et secundum naturam dictum est, se posse arbitrantur. Nata enim rei istius notio et suborta suis ipsorum animis videtur, cum tamen a sapientissimo oblata sit magistro. In propriis itaque illud habetur, non dono quasi datum. Corrige quidem possent, si similia et noua quaedam ipsi molirentur, vsu edocti, quam verum illud, quod idem Horatius statim subiicit:

— *Sudes*



— — — *Sudet multum frustra que labores
ausus idem;* — — —

Verum illud curae non est cordiue omnium imprudentissimis, nec in mentem quidem venit, noua ipsos conari, de quibus ne sensum quidem habent. Quae igitur a prudentissimis docti sunt magistris, et absque sudore parta tenent, leuiores iudicant et quasi uulgaria, licet magistri multum laboris et curae impenderint, ut et ipsi ea penitus antea cognoscerent et horum mentibus ita proponerent, ut capi ea necesse esset.

*Nititur in ueritum semper cupimusque
negata,*

bene et iure a poeta dicitur. Testatur enim nostrum omnium sensus et experientia. Haec est, Auditores, altera causa, cur, quae obscurius tradita sint minusque percepta, pluris aestimantur. Ex quo etiam efficitur, ut doctores isti, qui hanc docendi rationem sequuntur, maiorem consequantur inter suos auctoritatem et reuerentiam. Majora enim et ampliora, quae longinqua sunt, error noster existimat. Minuit, ut pro uerbo est, praesentia fama. Quae igitur praesentia quasi mentis oculis et iudicio obuersantur, minuuntur et leuiores uidentur iis, de quibus nondum cognouimus. Magnae, ut fieri solet, de occultis et mirabilibus uulgi sunt opinio-



opiniones; Et si quid in aurem dictum fuerit, licet ineptum et friuolum sit, maximas tamen eo hominum excitari suspiciones et murmura nouimus. Putant enim, grauia quaedam et insignis momenti res subesse sub arcani silentio aut rumoris obscuri tegumentis. Philosophi denique solius est praeclarum illud: Nil admirari; philosophi, qui rerum sublimium est consecutus et abstrusissimarum scientiam. Quo fit, vt nihil facile occurrat, quod plane ignotum ei sit, quodque ex similitudine aliunde cognitorum non iudicetur. Ita etiam, quae in consuetudine illis est, sapiens iudicii suspensio et inquisitio, more philosophico instituenda, praecipites eos ad vulgi stuporem rapi non patitur. Verum obscurior et ad externos quasi spectans ratio dicendi philosophos, qui quidem sint sensu et iudicio prouectiores et limati, efficere non potest. Talis igitur magistri sectatores verius stupere, quam scire condiscunt. Ex quo admirationem ejus maiorem et reverentiam nasci omnino est necesse ingentem.

Supereft, Auditores, vt, quae argumenta ex rerum natura petiuimus, exemplorum testimoniis confirmemus. Quorum ingens sua sponte nobis sese offert multitudo. Quanta apud barbaros, omnis aevi omniumque locorum, est sacerdotum, qui iidem doctores ipsorum sunt
cen-



censendi, reuerentia et auctoritas, quae inter
 eas neuiquam apparet gentes, quae doctrina
 sunt et luce quasi magis illustrati. Testantur
 illi, qui Ethnicorum nomine a Christianis di-
 cuntur, populi antiquorum et nostrorum tempo-
 rum; Testantur ipsi Christiani, quibus ejus sae-
 culi spatio, quod, tristi omine, obscuri titulos
 meruit, oppressis errorum caligine vix veri ali-
 cuius videndi data erat potestas; Testatur deni-
 que Iudaeorum gens, quae ita profundis merfa
 est tenebris, vt ignorantia purioris rerum sacra-
 rum rationis vel stupidissimos mortalium vincat,
 magistros tamen suos, quorum raro aliquis plus
 ipsis videt, admiratur, eaque reverentia habet,
 vt diuino paene affecti honore a reliquis vi-
 deantur.

Quia adeo inter philosophos ea laus obtinet
 obscuritatis. Quis, quaeso! magis reconditum
 et abstrusum scientiae genus inter plurimos
 prae se tulit studioque affectauit, quam Pytha-
 goras? At quantus honos illi ab omnibus sui
 aevi habitus est non solum hominibus, sed
 etiam ciuitatibus! Ad quem fere nemo sequen-
 tium philosophorum peruenit! Quid de Platone
 dicam, cum quo errare maluit, quam cum cae-
 teris vera sentire Tullius? quem diuino ferri
 spiritu agebant antiquiores fere omnes? Atqui
 scimus, eum, diuinis quasi elatum insomniis,
 haud



Haud raro mortalium, philosophorum saltem, subduxisse oculis, et in altum abiisse. Vnde, quid ille sentiret φοιβόλυπτος, dictu nonnumquam facile omnino non est. Nocte incerta et coeca plerumque eo duce trahimur; relictis interdum nobis longo interuallo; is

*Per alta montium juga,
Saeui maris per gurgites,
Per celsa nubium caput
Deorum ad aedes extulir.*

Laude vero superior multum est Aristotele, qui tamen magis philosophicum sapit, solidior et magis perspicuus rerum grauissimarum scriptor est iudicandus.





Freuden des Winters.

Schon welkte der Teppiche Reiz auf den smar-
 ragdenen Fluren,
 Der Nord entlaubte den Hain mit stürmenden
 Athem, und streute
 Die Boten des nahenden Winters umher; Wie
 im muthigen Wettlauf,
 Entfloß izt der segnende Herbst nach ausgeleeres-
 tem Füllhorn,
 Als bald vom Himmel herab, auf schwerbereis-
 tem Gefieder,
 Der Winter sich senkte mit düsterem Aug' und
 die blizzende Kälte.
 Ihm folgen schwülstige Wolken in langen Schaa-
 ren; sie hüllen
 Der Sonne goldenen Glanz in Flor und ver-
 finstern den Erdball.
 Schon sinkt der lockere Schnee hernieder auf
 sterbende Täler,
 Begräbt die Felsen in Schutt und übersilbert
 die Bäume.
 Dort steht das flüchtige Wild erstaunt und baumt
 sich am Schneeberg.
 Vergebens sucht es den lustigen Sprung; mit
 kraftloser Mühe

Durch:

Durchzieht es die Au' und sucht im Gebüsch, wo
 ein Grashalm verweilet.
 Schnell stockt der rauschende Bach; es hören die
 schilfigten Ufer
 Nicht mehr sein kleines Gemurmel, nicht mehr den
 plätschernden Nachhall.
 Bald wälzt der mächtige Fluß den gewaltigen
 Strom schon langsam.
 Jetzt führt er Flöße von Eis, dann rasten die
 schleppenden Fluten.
 Wo sonst mit flackernden Seegeln der Westwind
 sein munteres Spiel trieb,
 Und blaue Wellen am Schnabel der Schiffe sich
 brachen, da trägt izt
 Sein stälerner Rücken die drohende Last der
 seufzenden Achse.
 Der Landmann, frostig vermunmt, bringt Nah-
 rung dem lodernden Feuer,
 Das aus der Hütte von fern des Rauches Wol-
 ke emporhebt.
 Er führet am glitschenden Wagen den Stier durch
 die trügliche Bergkluft,
 Der, samt dem starken Gefärten des Joches,
 durch Tiefen wadet.
 Am dampfenden Munde hängt Eis, sie gehen,
 mit Silber gepanzert.
 Da jezt das zärtliche Kind, im wärmenden
 Stall, die Mutter,



Entfernt von des Boreas Mut, mit süßen Brü-
 sten ernähret,
 Und dort in sicherer Ruh, an vollgepfropften
 Krippen,
 Die Hofnung der Heerde des Sommers getrock-
 nete Schätze verzehret.
 Sieh! — dort auf dem glänzenden Eis, dort schwarz-
 fen mutwillige Knaben.
 Sie eilen den flüchtigen Winden zuvor mit stät-
 ternden Haaren.
 Vergebens fausen um sie die Schwingen des to-
 benden Nordwinds;
 Die feurige Luft beeselet das Herz und entblösset
 den Busen
 Völl Mut, und lehret sie, Gefahren und Flotten
 verachten.
 Hier schlingt am gütigen Heerd, zum ländlichen
 Tanze, die Unschuld
 In zarten Kindern die Hände und tanzt um den
 gütigen Heerd her.
 Da sitzt ein würdiger Greis; ihn schmückt am
 sinkenden Haupte,
 Noch weißer, als glänzender Schnee, des Haars
 silberne Krone.
 Die Weisheit redet aus ihm, und ferner Zeiten
 Geheimnis
 Enthält sein gesprächiger Mund dem wisbegier-
 gen Jüngling.

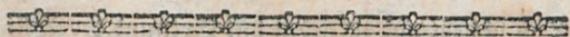


So webst du, trotz deines düsteren Blicks, die
Freuden o Winter,
Und spannest mit Kraft die Sehnen des Gei-
stes. O gieb mir
Mein Theil an unschuldiger Lust, die aus der
reinen Natur fließt,
Wann weder Begierden noch Thorheit die klaren
Quellen uns trübet!
So oft nach feindlicher Nacht, die freudenströ-
mende Sonne
Auf diamantene Flächen mit zitternden Strahlen
hinanblickt,
Dann schau ins glänzende Thal; o Auge, durchs
blumigte Fenster,
Und fasse die Lust, die von Perlen dir zuwinkt;
im Engelwande
Erscheint die feiernde Flur und gefällt in der
frostigen Hülle.
Bergönnt mir die Muse ein Lied, dann sing'
ich dich, starrender Winter,
Ermane, nach Plakkus Art, die Freunde, ihr
Leben zu füllen,
Durch Unschuld und Wein und die fröhlichen
Scherze der Weisen.
Bald gießt am stillen Ramin, gleich fern von
Prunk und von Armut,
Das goldene Feuer Vergnügen ins Herz und
ruhige Wonne.



Dann höu' ich schimmerndes Gold, und denke
 zufrieden ans Glend.
 Der stolzen Perlenkrone; verachte die glänzenden
 Bürden
 Der Grossen; beweine den Geiz, der traurig
 die Tage des Lebens
 Bersenft, die doch schneller als Winde zum Abgrund
 der Ewigkeit hinsiehn.
 Mich schreckt kein giftiger Feind; ich lasse der
 Erde Herrscher
 Mit Millionen sich würgen, und — bin mit
 mir selber zufrieden.
 Hier bringt ein heiliges Buch mich in die Ge-
 sänge der Wahrheit,
 Hier reden entfernte Weisen ans Herz und ent-
 zücken die Seele.
 Bald nimmt die Freundschaft ihr seliges Spiel,
 besüßelt die Worte
 Von feurigen Lippen zum Scherz und Gesprächen
 der Weisheit und Güte,
 Und strömet Gefühle der redlichen Brust an die
 Herzen des Freundes.
 Dann streichen die finsternen Tage dahin, wie die
 Tage des Frühlings,
 Und heiter blicket die Seele in Wolken der
 Vorzeit und Zukunft,
 Bis einst, zu sanften Träumen, dem Schlum-
 mer das ruhige Auge

Sich schliefst und zufrieden mit Gott und der Welt
in die Arme des Schlags sinkt.
O! welche Freuden in dir, du Gebieter der
dunkelen Stunden!
Die weise Natur vergas nicht, die Lust dir bei-
zugesehen.
Nur eine schreckliche Nacht bist du für finstere
Seelen,
Bei denen niemals der Stral der lieblichen
Freudensonne,
Den trüben Himmel geheitert und ewige Fin-
sternis wonet. —
Doch fehlt dir die holde Flur mit purpurfarbig-
ten Blumen,
Die Wellen des silbernen Bachs, der Hain mit
wankenden Schatten,
Und — Philomele dein Lied, das in harmoni-
schen Stimmen
Die Weidenäste durchhallt und wilde Hügel ent-
zückt,
O komm, auf Rosengewölk, von duftenden
Blumen umgeben,
Doch bald du göttlicher Mai, und mache die
Erde zum Himmel.



Ueber die sonderbaren Vorstellungen,
die sich der Mensch von manchen
Dingen macht, wenn er anfängt,
sich aus der größsten Unwissenheit
herauszuwinden.

So wie in der Körperwelt verschiedene, merk-
würdige Bestrebungen nötig sind, ehe
sich eine Sache völlig entwickelt, und tausend
Ursachen, und wiederholte Anstrengungen der
Natur erfordert werden, bis alle die Perioden
durchlaufen sind, an deren Ziel erst die Voll-
kommenheit erreicht wird; so, und nicht an-
ders, geht es im Reiche der Geister zu, wenn
die rohe Masse des Verstandes geläutert und ab-
geglättet werden soll, daß sie endlich einigen
Wert und Glanz erlangt. Sonderbare Bewe-
gungen und Umläufe macht unsere Seele, wenn
sie anfängt aufzuwachen, ehe sie sich bis auf
einen gewissen Punkt zum Vernünftigen hinkrei-
seln kann. Il faut, que les hommes passent
par bien des impertinences, pour parvenir
a quelque chose de raisonnable, sagt der groß-
se Verfasser der Brandenburgischen Merkwür-
digkeiten mit Recht.



Ich stelle mir den Zustand der menschlichen Seele, in Absicht der Entwicklung ihrer Geistesfähigkeit, dreyfach vor; Sie ist entweder noch ganz dumm, oder es fängt an, Licht in ihr zu werden, wie bey einer Morgendämmerung, und endlich, es wird Tag.

Der Zustand der völligen Dummheit gränzt an's Thierische. Die blinden Triebe haben da noch tyrannische Gewalt. Sie rennen nur, die sinnlichen Begierden zu befriedigen. Tausend Dinge sind über ihnen, um sie herum, über tausend Dinge laufen sie hinweg, ohne sie einmal zu bemerken, vielweniger um ihre innere Natur, und noch viel weniger um ihre Ursach sich zu bekümmern. Dies ist der Wilde, der in den Wäldern lebt, in Hölen wohnt, und mit der Schnelligkeit einer Raue auf Bäume klettert.

Es sey nun, daß diese Seele durch das Alter, das ist, durch öftere Uebung in dem, was bisher ihr Geschäft war, zu einer größern Stärke gelangt; oder es sey, daß der Zufall den Menschen mit mehreren Dingen bekannt macht, daß er ihre Vorteile zufälligerweise empfindet, oder ihren Schaden fült; daß er durch mehrere Erfahrungen mehr Gegenstände und Bilder in seiner Seele auffammet; so wird er einen Schritt ins Licht thun, und mit einer größ-

feren Leichtigkeit des Denkens, schon mit einem größern Umfang von Begierden begabt, sich dem Verstande nähern. In diesem Erwachen öfnet er das Auge über die Dinge, die ihn umgeben, wie ein Schlummernder, den die erste Morgenröthe wekt und ihm das Gefilde umher erblicket. Aber, so wie diesem das, mit der Finsternis kämpfende, schwache Licht, welches über die graue Fläche zum erstenmal dahinflattert, noch manches verbirgt, manches noch in einem beschränkten Lichte zeigt; so sieht auch diese erwachende Seele zwar mehr, als vorher, aber vieles noch nicht, vieles noch falsch. Die Einbildungskraft, die in einer dunkeln Seele außerordentlich geschäftig ist, tritt an die Stelle der Untersuchung, und erklärt ihm, mit schnellem Richterspruch, das dunkle auf überraschende Weise. Die Leidenschaften, Furcht und Liebe, sind noch zu heftig, als daß sie den Prozeß der Erkenntnis zum zweitenmal ruhig einleiten sollten; und so entstehen die lächerlichsten Luftsprünge, welche die Seele des Halb-dummen unternimmt.

Beweise, unzählige Beweise, ließen sich aus der Geschichte der alten und neuern wilden Völker anführen; aber es sey an wenigen genug. Hat nicht das ganze System der Abgötterey diesen Umstand hauptsächlich seine Entstehung zu dan-

dancken? Entspringt nicht daher die ganze wunderliche Lehre der Geister in den Körpern bey heidnischen Philosophen, bey den Rabbinen, bey vielen Kirchenvätern der ältesten Zeiten? Weil man die Ursachen unzähliger Dinge nicht erklären konnte, so mußten es Geister seyn, die die Sonne und die Planeten herum drehen, die das Feuer und alle Elemente belebten, Geister, die das Gewitter machten &c. Das ganze Hexensystem gehört in diese Geschichte. Als Cortez Mexiko eroberte, so sagten die Spanier eine Sonnenfinsternis den Einwohnern einige Tage vorher. Als sie eintraf, fielen die Mexitaner auf ihre Knie und wollten die Spanier als Götterkinder verehren, da sie ihrer Meinung nach, wenigstens vom Himmel gekommen seyn mußten, wenn sie solche genaue Korrespondenz mit dem, was darin vorgehen würde, haben sollten. Dumbheit und Verstand in einem kämpfenden Chaos! der völlig Dumme würde die Sonnenfinsternis nicht bemerkt, über ihre Ursache nicht neugierig gewesen seyn, der helle und erleuchtete Verstand nichts Wunderbares vermutet, sondern nur auf eine größere Wissenschaft geschlossen haben; Aber der Mittelverstand war dieser klugen Thorheit fähig. Die Buchstabenchrift war den Wilden in Amerika noch unbegreiflicher; Sie argwöhnten nichts geringers, als eine Zauberkräft in Büchern und Schriften.



Ein Sklave sollte einst einen Korb voll Feigen an Jemanden überbringen. Sein Herr hatte ihm aber einen Brief mitgegeben, worin das zu Ueberbringende benennet war. Der Sklave bekam unterwegs Anwandlungen — kurz, er aß die meisten Feigen auf, und überbrachte nur einige wenige. Der fremde Herr hatte aber kaum den Brief gelesen, als er den Defekt bemerkte. Er gab dem Sklaven Schuld, daß er die übrigen aufgeessen haben müste. Der Sklave läugnete. Er las ihm den Brief vor, welchen er ihm übersezte: Der Sklave aber leugnete halsstarrig, und verfluchte das Papier, als einen falschen Zeugen. Als nun eben dieser Sklave ein andermal wiederum Feigen überbringen sollte, und ihm ein Brief mitgegeben ward, so wollte er mehr Behutsamkeit gebrauchen. Er nahm also den Brief, legte ihn unter einen Stein, setzte sich drauf und aß die Feigen. Getrost überbringt er den Ueberrest, samt dem Briefe. Allein er ward, nach Erbrechung desselben, zum Geständnis seines Betrugs gebracht und bestraft. Bei allen Schmerzen war ihm aber doch das Unbegreiflichste, wie doch der Brief in aller Welt das habe wissen können, da er doch unter dem Steine gesteckt hätte.

Der



Der Neid.

Furchtbar, wie des blassen Todes
 Finstre Kammer, schrecklich, wie die
 Grausenvolle, tiefe Hölle,
 Neid, bist du dem Auge des Forschers, gleich
 von
 Himmel und Erde gehaßt!

Male mir die schwarzen Farben,
 Muse, wie er um die Thronen
 Der verworfnen Geister schwirret,
 Sich zur Erde hebet und Brüder würget,
 Kronen Monarchen entreißt.

Denn das Unthier hat die Hölle
 Ausgespien, — im düstern Abgrund
 Einst erzeugt; des Himmels Erbfeind,
 Seiner Wohlthat Störer, der frohen Erde
 Schlange mit tödtendem Gift.

Einst, als Satanas Jehovah
 Glänzen sah im majestätischen
 Schmuck der Gottheit hoch erhaben
 Sitzen, da entflammte der Neid ihn, Hideru
 Donnerten Wuth in ihm auf;

Haus



Häufsten Stolz auf Stolz und Macht auf
Macht in seiner Brust, und fochten
Gram und Zorn und Haß. — Da sprach dies
Ungeheur der Schmähungen Gottes erste,
Fluchte Jehoven zuerst;

War Anführer, da die Schaaren
Den verworfnen Gott bestürmten,
Seinen Thron zu stürzen drohten.
Da verblich der Cherubim Antlitz, hüllte
Dunkel in Wolken sich ein;

Bei der Frechheit stumm und zitternd. —
Es frohlockte laut, die Hölle
Lachte; — bis Jehovens Donner
Mächtig rauchten, Blitze auf Blitze trafen,
Plötzlich die Hölle zurücksank.

Damals, als noch ungeschafne
Düstre Nacht den Weltraum füllte,
Und das Nichts die braunen Flügel
Auf den Glanz der Sonnen hinreckte, rief Gott
Welten hervor — und sie war'n. —

Sonnen wälzten sich am Aether
Mächtig, und die Morgensterne
Zauchzten zu Jehoven mächtig.
Da, da sah, mit höllischem Blick, sein Auge
Neidisch die seelige Welt.

Dort



Dort, wo einst die sanften Fluren
Zimmer blühten, die Natur stets
Lachte, sahst du ihn, den Menschen
Wandeln. Da entflammte erst düst'rer Unmuth,
Wuth und die Mordsucht in dir;

Sprachst im Grimme: Ha! dort geht er,
Er, des Himmels Liebling! — Unschuld
Strakt aus ihm und Freude schmückt ihn. —
Geh, von jedem Fluche verfolgt zur Hölle!
Geh unerrettet hinab!

So, Verderber, sprachst du; fuhest
Mauschend hin zur ewig schwarzen
Pfort' hinunter, zum Verruchten:
Noch, o Fürst der schrecklichen Mächte, säumst du?
Abbadon, säumest du noch?

Stürz' ihn hin, den Menschen! stürz' ihn!
Andrer Gott, Monarch der Welten!
Sieh sie dort froh unter Blumen
Gehn! — Verderben, Tod und dein Schrecken
thürme
Fürchterlich über sie auf!

Satan hört — und gleich dem Wetter,
Wann es still in Todeswolken
Schlummert, dann die hohen Felsen
Ploglich stürmt und fürchterlich durch die Luft
fährt,
Erde und Himmel erzittern;

Auch



Auch so hebt des Abgrunds Fürst sich,
Schwört bei seinem Thron den Menschen
Tod und das Verderben. Mit ihm
Brüllet Pfuhl und Abgrund; und siebenmal droht
Schwörend die Hölle den Tod.

Dann gieng er, den Nächten ähnlich,
Haucht dem Menschen Pest und Gift ein,
Stürzt das Kind des Himmels wütend
In der Sünden Abgrund; der milde Himmel
Blicke mitleidig herab.

Ach! des Neides schwarze Wohnung
Ist des Menschen Herz noch oft, und
Quaalen, die die Hölle kennen,
Kennt und fühlt er; traurige Bilder schrecken
Sein melancholisches Herz.

Blasse Schwermuth malt sein Auge
Bang und finster; trübes Blut starret
Stets in den schmerzvollen Adern;
Bitterer Gram deckt düster die Stirn, und Ruhe
Fühlet die matte Brust nie.

Sturm und Wetter ist und Todes-
Nacht sein Herz. Er kennt nichts Sanftes
Mehr. Ihn heitert nicht die leise
Goldne Saite, nicht Philomelens Lieder,
Nicht der balsamische Schlaf.

Ihn



Ihn erquicket nicht der Morgen,
Nicht der goldne Tag und nicht die
Sonn' im Spiegel grüner Fluten.

Kaum noch öde Klüfte und Schwermuthshaine,
Wo sich kein Lichtstral verirrt.

Dann, dann wasset ihm die schwarze
Brust, wenn er die Brüder sieht sich
Freun, vom Wein der Freundschaft trunken
Rechtes Leben fühlen, und Himmelswonne
Glücklicher Brüder sie reizt.

Müderich, du giftgeschwollne
Brut der Laster, und der Hölle
Ungeheuer fürchterlichstes,
Neid, zertratst du nicht die beglückten Staaten,
Wandeltest Städte in Schutt?

Gleich dem bangen Hauch des wilden
Curus, wenn er Feld und Flur und
Wald durchwüht, und dann in Wirbeln
Schnell sie hinreißt, dann über holde Auen
Nacht und Verheerung verweht.

So verheerst du Pest die Reiche,
Und zertrennst die Freundschaftsbande.
Du Verderber! warfst du nicht die
Macht von Rom durch neidische Fürsten tief ins
Ewige Dunkel hinab?



Als Pharsalien die Brüder
Gegen Brüder grimmig um den
Scepter streiten sah, und jeder
Ungerührt den Freund zu des Todes Schatten,
Gratsam hinunter gesandt?

Warst du nicht der Deutschen Freiheit
Ehrne Fesseln an? Da Hermanns
Siegestranz der Fürsten Misgunst
Ihm gebar, die gegen den Feind den Held nicht
Gern an der Spitze ersah?

Stürmtest du nicht auf Kolumben,
Der, mit dem gestählten Herzen,
Jene nie befahrne Tiefe
Uberschritt, am äusersten Ziel des Erdballs
Eine verborgne Welt sah?

Einen Schauplazz neuer Wunder,
Neue Schätze, neue Nahrung
Unserm wißbegiergen Geiste,
Den Barbaren der Künste erste Fackel
Gab und der Wissenschaft Licht?

Tödest du nicht die Verdienste
Ueberall und aller Zeiten?
Welken nicht die edlen Früchte
Guten Raths durch dich; Wie vom Wurm
durchnaget,
Sinken Entwürfe dahin.

Gleich



Gleich als wenn sich dunkle Wolken,
Voll von Nacht und Todesdämpfen,
Um das Haupt der Sonne lagern,
Sie in Nacht auf ewig zu hüllen drohn, daß
Welten ein Schauer ergreift.



Ueber die Verehrung der Thiere.

Es ist unglaublich, wie sehr der Mensch den Verstand verläugnen kann, dieses edelste Geschenk des Himmels, womit ihm Gott den Vorzug vor allen sichtbaren Geschöpfen augenscheinlich eingeräumt hat. Die Abgötterey ist ein trauriger und demüthigender Beweis, wie schwach unsere Vernunft sey, und wie leicht sie sich durch ein blendendes Irriecht, durch die Einbildung bis zur größsten Ausschweifung verleiten lasse. Aber in der ganzen Abgötterey ist nichts so häßlich, nichts der menschlichen Würde ein so großer Schandstieß, als die Verehrung der Thiere, die ein Theil des Gözzendienstes gewesen ist, und bei einigen Völkern noch ist. Sollte man es glauben, daß der Mensch, den die Vernunft erleuchten sollte, Wesen, die augenscheinlich weit unter ihm stehen, nicht allein für Wesen höherer Art, sondern sogar für solche halten könnte, von denen er Gutes oder Böses, als von Mächtigeren,
R von

von einer Art Gottheit, erwarten, hoffen oder fürchten würde? Und doch ist es zu ausgemacht, daß es geschehen sey und noch geschehe. Die Aegyptier verehrten, außer unzähligen Gottheiten, noch das Krokodil, den Fihnevmon, eine Art Mäuse, die Ibis, eine Art Störche, Löwen, Wölfe, Hunde, Katzen u. ja sogar Zwiebeln und Knoblauch. Schande für den Adel der Menschheit! Haller sagt mit Recht, in einem edeln Unwillen:

— es dünget seine Götter.

Am allerunbegreiflichsten ist es, wie es möglich gewesen, daß solche Dinge sich bis zum Range einer Gottheit haben erheben können. Die wahrscheinlichste Ursache ist doppelt. Einmal sah man entweder auf den großen Nutzen oder Schaden dieser Dinge, auf ihre Macht und Wirkungen, und legte diese der geheimen Natur, so zu sagen, dem freien unbegrenzten Willen dieser Thiere zu; suchte ihren Zorn zu besänftigen, wie jener Kohlenbrenner, welcher meinte, er dürfte es mit dem Teufel nicht so leicht verderben, wie einer in der Stadt, da ihn dieser Tag und Nacht immer im Freien finden und ihm um so viel leichter einen Posten thun könnte; oder man trachtete ihre Gunst zu erwerben, und für ihre Dienste sich dadurch erkenntlich zu beweisen, weil man, der Meinung nach,

nach, dieses am besten durch göttliche Ehre thun konnte, oder es floß dieser Aberglaube aus dem Begriff, welche Priester, oder Weisen, die die Natur der Dinge genauer kannten, dem Volk, aus eigennützigem oder auch gutgemeinten Absichten beigebracht hatten. Vielleicht sollten sie dadurch abgehalten werden, diese Thiere zu tödten, die ihnen nützlich waren; oder sich vor ihnen mehr hüten, weil sie ihnen schädlich werden konnten, sie nicht zu essen, weil es Gift für sie seyn mochte. Dieses konnte am besten durch die Scheu, als vor einer Gottheit, erhalten werden. Der Pöbel in der alten Welt glich Kindern, denen man, wiewol mit Unrecht, aber aus guter Meinung, den Kopf voll Gespenster setzt, damit sie des Nachts nicht wagen, umherzulaufen, wo man nicht so gut auf sie Acht haben kann, und sich Hals und Bein zu zerbrechen, oder Bubenstücke im Dunkeln auszuüben. In Japan werden, wie de la Porte erzählt, auch die Thiere häufig verehrt, hauptsächlich durch das Vorgeben, als wenn die Seelen großer oder geliebter Menschen in sie gefahren wären; und eben dieser Grund hat auch den ägyptischen Thierdienst begünstigen müssen. Pferde, Ochsen, Schweine, Katzen und Schaafe, werden heilig gehalten. Die Hunde kamen einmal zu einer sehr großen Hochachtung, weil ein Kaiser unter dem Gestirn des Hundes



geboren war. Seine Unterthanen rechneten es sich also zur Pflicht, das Thier, welches ihr Monarch so hoch hielt, ebenfalls zu verehren, und alle Hunde, bis auf die schlechtesten, zu eben so viel Göttern zu erheben. Diese wurden, durch diese glückliche Wendung ihres Schicksals dermaßen übermüthig, daß niemand auf der Gasse gehen konnte, ohne zu befürchten, von einer Schaar dieser vierbeinigen Götter angefallen zu werden. Man errichtete ihnen Hütten, in Gestalt kleiner Kapellen, und verordnete Aufseher, die für ihre Gesundheit sorgen mußten. Nach dem Tode dieses Kaisers hörten die Japaner auf, ihre Gottheit ferner anzuerkennen. Von den Vögeln steht der Kranich bei den Japanern in so großer Achtung, daß er auf keine Weise beschädiget werden darf. Er wird mit dem Titel eines gnädigen Herrn beehrt. Katzen und Mäuse sind zwar keine Götter, aber doch sehr beliebt. Sie werden in allerley Kunststücken zum Zeitvertreib unterrichtet. Besonders ist die hohe Schule der Mäuse zu Osaka, dem Sammelplatz aller Marktschreier im Reiche, vor allen andern berühmte.

Von

Von den Beinamen großer Herren in
der Geschichte.

Meine Herren!

Es ist allerdings keine unebene Sache, daß man, dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, den, in der Geschichte berühmten Männern gewisse Beinamen gegeben hat. Durch dieses Mittel beugen wir der Verwirrung vor, welche alsdenn entstehen könnte, wenn zwei, oder noch mehrere Personen einerlei eigentlichen Namen führen; auch können wir uns durch diese Beinamen geschwind an die Haupteigenschaft des berühmten Mannes, oder seine merkwürdigste und glorreichste That, oder sein Schicksal erinnern. Wenn diese Beinamen aber richtig gebraucht werden sollen, so müssen sie den Fürsten weder aus niederträchtiger Schmeichelei, noch aus besonderem Haß gegeben werden, noch von nichtsbedeutenden Dingen nach einem lächerlichen Geschmack, oder von einem sehr weitläufigen Beiworte, hergenommen werden; sondern nach der Wahrheit, nach der Würde ihres Ranges und Charakters, und zu einer guten historischen Erläuterung.



Die Beinamen der großen Männer in der Geschichte sind zum Theil alt, meistens aber neuere. Die ersteren sind gemeiniglich gut, die letzteren aber nicht selten unrichtig, und zum Theil lächerlich. Sehr wenige Beinamen sind alt, besonders, der Große. Es ist bei den Alten nicht gewöhnlich, zu sagen, Alexander, der Große, Philipp der Große; sondern Alexander, der König von Mazedonien, Antiochus der König von Syrien.

Die großen Männer unter den Römern haben zwar öfters verschiedene Zunamen, sie sind aber mehr Geschlechtsnamen, die ihnen auch schon bei der Geburt beigelegt worden, als daß sie historische Beinamen wären. Diejenigen aber, welche sie sich selber erworben haben, sind größtentheils mit Geschmack und nach der Wahrheit gewählt. Wer gönnt einem Demetrius den Namen eines Städtebezwinners nicht, da er so viele wichtige Plätze weggenommen und die berühmte Maschine Helepolis, oder, der Städtezwang, erfunden hat. Einen Scipio charakterisirt sogleich sein Name Africanus, und bemerkt uns seine rühmlichste That, die Bezwingung des wilden Afrikens. Wer macht einem Germanicus und Britannicus sein Ehrenwort streitig? Und wessen Ehrfurcht unterschreibt nicht einem Octavius das glänzende Augustus?

So

So lange der gute Geschmakk und die republikanische Freimüthigkeit Beinamen austheilte, waren sie größtentheils gut; so lange aber der Eigennuzz, der schlechte Geschmakk, der heimlich idiotische Haß, Prinzen und große Männer größtentheils nach Willführ beinamte, sobald liefen sehr unrichtige mit unter. Welcher Kenner der Geschichte billigt nicht z. E. den Beinamen, Rudolph, der Habsburger, Albert Achilles, weil er eine neue Epoche unter den Linien der Römischen Kaiser macht, und zwar eine glänzende. Der große Churfürst, Friedrich der Große &c. Aber wer lacht nicht über die eigennüzzigen und einseitigen Beinamen des Pius, zur Zeit der mönchischen Schriftsteller? Wenn kommt es nicht sogleich in den Sinn, daß man also den Titel, eines Pius durch Spendiren an die Klöster und Kirchen und durch ein bloßes Regieren verdienen konnte? Die Schmeichelei und der Eigennuzz macht nicht selten einen Regenten zu einem Großen, der sehr klein müßte beigenamet werden; und wie oft muß nicht die Geschichte eines Herrn unter dem gemeinen Troß mit fortlaufen, die besonders ins Licht gesetzt und gerühmt zu werden verdiente? Am allerlächerlichsten sind die Beinamen, welche von nichtsbedeutenden, nemlich für den philosophischen Historiker nichtsbedeutenden, Dingen hergenommen sind. Könnten wir nicht des Kais-



fers Friedrichs rothen Bart in seiner Ruhe-laffen? Mich dünkt, er hat doch wohl merkwürdigere Dinge in der Welt gethan, als daß wir gerade seinen Bart brauchten, um ihn von andern Kaisern zu unterscheiden. Daß Karl der Vierte dick war, das war was menschliches; aber daß er immer noch, unter dem Titel seines Bauchs leben muß, ist wunderbarlich und für uns wirklich sehr unbedeutend, und mißlich. Denn wenn man nun findet, daß sehr viele große Herren stark beleibt gewesen sind, so muß man allenfalls seine individuelle Fettigkeit bestimmen, wie sie insbesondere beschaffen oder von andern verschieden gewesen sey, damit man nicht Gefahr läuft, ihn mit andern wohlbeleibten Herrn unglücklichweise zu verwechseln. Kurz, Beinamen müssen, wenn sie vernünftig angebracht seyn sollen, uns den Mann nach seiner, für die Geschichte merkwürdigsten, Eigenschaft charakterisiren, und nach der Menschenliebe muß diese die größte seiner historischen Tugenden seyn. Denn wenn dieses nicht befolget wird, so laufen noch große Herren Gefahr mit einem Beinamen von der Art ihrer Frisur auf die Ewigkeit geschickt zu werden.

Gedan²

~~~~~

Gedanken von der Vorsichtigkeit, mit welcher man die Beschreibungen der Griechen und Römer von ausländischen Völkern annehmen muß.

Meine Herren!

Die Griechen und Römer sind fast unsere einzigen Führer in der Geschichte der alten sogenannten barbarischen Völker. Denn Theils haben diese ausländischen und weniger gelehrten Nationen keine Sorge getragen, ihre Begebenheiten auf die Nachwelt zu bringen; theils aber sind die, hie und da vorhanden gewesene eigene mündlichen Nachrichten durch Zeit und widrige Schicksale verloren gegangen. Alle Nachrichten also von Dingen, die sich ausserhalb dem griechischen und römischen Himmel befunden oder zugetragen haben, die Juden ausgenommen, müssen wir hauptsächlich aus Athens und Roms Archiven hernehmen.

Es ist ein Glück daß wir dieses noch können, da wir sonst noch mehr Hindernis in der alten Weltgeschichte haben würden. Aber daß man auch alles, was uns diese Gewährsmänner erz-



zählen, so geradehin annimmt, ist weder nach der historischen Kritik noch nach der Erfahrung ganz wohlgethan; und ich will mich bemühen, zu zeigen, daß man mit einer gewissen Vorsichtigkeit die Nachrichten der Römer und Griechen von den Barbaren annemen müsse.

Die guten Eigenschaften, welche diese Zeugen den ausländischen Völkern beilegen, sind wohl größtentheils richtig, weil man keinen Grund erdenken kann, warum sie in diesen Stücken die Unwahrheit gesagt haben sollen. Vielleicht vermutet man, die Tapferkeit ihrer Feinde sey von ihnen, ihres eigenen Ruhmes wegen, vergrößert worden, um ihre Siege über dieselben desto glorreicher zu machen; Allein die Römer haben auch ihre weibischen Feinde als Weichlinge vorgestellt, z. E. die Astaten, und es bleibt hier fast kein Verdacht der historischen Untreue übrig. Hingegen die Ursachen der Begebenheiten und ihre Beschaffenheit ist nicht selten von ihnen verunstaltet worden. So sagen die Griechen, daß die Gallier von Delphi durch den Apollo selbst, der Felsen vom Berge durch ein Wunder abgerissen habe, vertilget worden seyen, da es doch leicht zu errathen ist, daß die Gallier, die nur mit der Faust und ohne Zurüstungen stürmen wollten, durch Menschenhände, und durch Menschenhände herabgewälzte Felsen zurück-



zurückgetrieben worden sind. Ramill soll die Gallier, welche Rom geplündert und angezündet hatten, aus dem Lande gejagt und vertilget haben; Aber Polyb sagt uns, daß sie durch eigene Feinde, die in ihr Land gefallen waren, sich genötiget gesehen hätten, die Belagerung des Kapitols aufzuheben. Ramill hat ihren Nachzug angegriffen, und daher kommt die rühmliche Legende.

Die Römer und Griechen trügen uns noch mehr, wenn sie die Religion der Barbaren schildern. Denn da dieselbe von den geheiligten Priestern nach ihrem Innern sehr geheim gehalten wurden, so urtheilten diese römischen Zuschauer sogleich nach den mit ihrer Religionsübung zufällig übereinstimmenden Gebräuchen. Fanden sie kriegerische Zerimonien, so war es sogleich ein Gottesdienst ihres Mars; Hätten sie eine sanftere Mine, so waren sie bald der Venus, bald andern Göttern, ihrer Meinung nach, geweiht, &c. Diese Feser haben die neueren Gelehrten noch mehr durch eine allzu große Liebe zu ihrem römischen und griechischen Studium vermehret, und z. E. die Teutschen sollen, wenn wir ihre gewagten Behauptungen gelten lassen, unzählige Götter verehret haben, die sie gewiß nicht einmal dem Namen nach kannten. Wenn je ein heidnisches Volk von  
der



der Vielgötterey entfernt war, so waren es die Zelten.

Am häufigsten irrten sich die Griechen und Römer in den Namen, und noch mehr öfters diejenigen, welche aus ihnen die Namen genommen, und daraus mancherley Dinge haben beweisen wollen. Nicht selten haben sie die Nennwörter mit eigenen Namen verwechselt. Hierunter rechne ich hie und da geographische und historische Benennungen, und um die Behauptung mit einigen Exempel zu erläutern, will ich einige Namen von teutschen Altermännern anführen. Die Teutschen waren nicht sehr gewont, alle Dinge mit eigenen Namen zu belegen, sondern begnügten sich öfters mit allgemeinen Nennwörtern die der Römer z. E. für eigentliche Namen hielt. Hierunter rechne ich unter andern vorzüglich die Benennung, Germanier. Fragte der Römer z. E. einen feindlichen Trupp von Teutschen, wer seyd ihr, und vermeinte den Geschlechtsnamen des Volkes zu vernemen, so antworteten die Teutschen, entweder trozzig, oder um den Römer nicht so geradehin zu willfahren: Wir sind Germänner, das ist, Kriegsleute. Das Wort Gerra, Krieg, ist noch in den mittleren Zeitalter und im Französischen übrig. Der Römer nahm dies Wort sogleich für ein Proprium, und nannte das Volk



Volk Germani. Fragte der Römer, um die Geographie zu lernen, wer ist in diesem Lande? so bekam er entweder aus Mangel eines daseyenden Namens, oder aus Undienstfertigkeit, die kurze Antwort: Wir sind hier die Einwohner, oder Ingewoner, und er machte daraus Ingae-vones. Wie heißen aber eure Nachbarn? fuhr der Römer fort, und ihm ward auf eben die Art gesagt: Das sind die Herunwohner, und er machte, Hermioner daraus. Und weiter hinein im Lande? frug er etwa; so hörte er denn endlich: Es sind die Ostwohner, oder die uns gegen Ost liegen und er nannte dies Volk im römischen Dialecte, Istaevones, und so entstanden viele geographische Unrichtigkeiten. Besonders macht dies die Sache wahrscheinlich, weil solche Benennungen nach den Zeiten sehr sich abändern, und oft endlich sich gar verlieren, wenn sie das Land näher kennen lernten. Eben so gieng es mit dem so berühmten herzynischen Wald. Die alten Teutschen nannten wie es scheint, überhaupt einen Wald, Harz, und dies ist Hercynia. Dieser soll sich, nach der Beschreibung der Römer, durch ganz Teutschland erstreckt haben. Das ist auch kein Wunder. Denn Harz heißt ein Wald, und ganz Teutschland war Wald. Aus diesen wenigen Betrachtungen werden folgende Sätze, wie ich hoffe, Ihren Beifall, von Kennern der Geschichte, erhal-



erhalten. Die alten Nachrichten von ungrischen und unrdmischen Völkern sind zum Theil nach den Zeiten verschieden, worinn die Griechen und Römer verschiedentlich in diese Länder kamen; zum Theil nur halb wahr, weil sie das Land oft nur halb kennen gelernt haben; zum Theil unrichtig, weil sie zu übereilt geschlossen, und durch eine Aehnlichkeit mit ihren Dingen, sich haben verführen lassen, es sogleich für die ihrigen auszugeben. Doch sind die Römer ungleich besser in nordischen Nachrichten, als die Griechen, nicht nur, weil sie mehr damit zu thun gehabt haben, sondern weil ihre Abneigung von wizzigen Erdichtungen zu einem Theile ihres Nationalcharakters gehörte; nur ausgenommen, wenn sie uns die Ursachen zu ungerichten Kriegen angeben wollen.



Ueber



## Ueber den Tod.

Dort, wo des Schreckens Bilder herschwärmen,  
 Ans Grab, wo einsame Hügel sich still erheben,  
 Und hie und da ein halb verfallnes Kreuz,  
 Ein hingefunknes Denkmal steht:

Dort, wo in jeder tuschichten Tiefung  
 Der Tod still lauschet und düstere Schwermut wonet,  
 Dort trage meinen Geist, o Phantasie,  
 Auf deinen kühnen Flügeln hin.

Sey mir gegrüßt, du heilige Ruhstatt! —  
 Und ihr, der ernstten Betrachtung geweihte Hügel!  
 Wie grausenvoll hat nicht des Schreckens Nacht  
 Mit schwarzen Schleier euch umhüllt!

Und ihr, ihr stillen schweigenden Schatten!  
 Vom einsam traurenden Arm der Sipresse dunkel  
 Umhergestreut, mit welcher Ehrfurcht, füllt  
 Ihr meine schwermuthsvolle Brust:

Auf euch, auf euch, der Stolzen im Leben,  
 Der Menschen letzte Behausung, blick' o Auge,  
 Das oft des Kummers heisse Zähre nezt,  
 Mit schauerndem Vergnügen hin.

Fliehst



Fliehst du mich gleich, mein voriger Tröster,  
 O balsamträufelnder Schlaf! — und entflatterst  
 treulos

Dem tränenvollem Auge; gleich der Welt,  
 Die auch nur Glückliche besucht;

So fleuch nur hin! erquicke mit Schlummer  
 In Freuden schwimmende Menschen; laß süße  
 Bilder

Ihr Dett umschweben! o mein schwacher Geist  
 Soll dann am Grabe Wonne sehn.

O wie so sanft sie schlummern, die Todten! —  
 Welch eine grause, nächtliche Stille herrschet  
 Bewohner jener Grüste unter euch:  
 Faßt bebt mein Geist vor dieser stolzen Ruh.

Ihr wacht für mich, ihr, die ihr so schlummert,  
 Ihr wacht; — die bittern Klagen ertönen mächtig  
 Ins tiefe Grab, ihr lehrt mich, neu beseelt  
 Die Weisheit, der mein Geist nachstrebt.

Trieb euch nicht auch in rasenden Wellen  
 Das Meer des wütenden Unglücks herum, und  
 jagte

Des Irrtums Sturm euch nicht in Krümmungen,  
 Wo schnell Verzweiflung euch ergriß?

Und



Und sie, die süsse, lächelnde Wollust,  
Da sie euch lange mit täuschenden Träumen nährte,  
Durchstach sie, o wie gütig wie gelind!  
Euch endlich die misbrauchte Brust?

Ha! welch ein Stich! so Schmerzen nicht Dolche,  
Mit Gift getränkete Dolche, die seinem Erbfeind  
Ein Unmensch, ganz von bitterm Haß erfüllt,  
Tief in die warme Brust versenkt. —

Beglückt wart ihr, jetzt schlummernde Todten!  
Wenn ihr alsdenn noch vom Schlummer erwach-  
tet, eh' noch  
Das Schwerdt, das über eurem Haupte hieng,  
Herabfiel und es spaltete;

Wenn ihr noch dann dem Schlaf euch entrißet,  
Eh' euch ein eiserner Schlummer auf ewig faste;  
Wie selig! wenn selbst das Geräusch der Welt  
Des Grabesbild euch nie entriß!

Doch, ach! wie wenige Sterbliche kennen  
Das Grab! Zwar sorglos durchscherzen sie ihre  
Tage.  
Doch naht der Tod, denn bebt ihr feiges Herz;  
Verzweifelnd sinken sie dahin.



O sähest du, vom Dampfe der Ehre  
 Getäuschter Sucher des Ruhms, wie die Todten  
 schwinden,  
 Wann sie die Eitelkeit der morschen Gruft  
 Zum Kerker hingeworfen hat!

Und wärst du dort im traurigen Thale,  
 Wo deine Brüder in morschten Gräbern schlum-  
 mern,  
 Du, der du tod bist in des Glückes Pracht,  
 Und ewig doch zu leben glaubst!

O wärst du dort! wie würde der Anblick  
 Zerfallner Trümmer des Stolzes dein thöricht Herze  
 Mit hoher Klugheit füllen und (o Glück!)  
 Bekannt dich machen mit dir selbst!

Sieh jenes hohe marmorne Grabmal,  
 Das stolz sein prächtiges Haupt über niedre Hügel  
 Erhebt, bedeckt den morschen Nest von dem,  
 Der sonst des Glückes Liebling war.

Ihn schützten nicht vergoldete Schlösser,  
 Nicht seine blendenden Schätze vorm Pfeil des  
 Todes.

Und du, o Thörichter, und du glaubst doch  
 Vor seinem Schwerdt geschützt zu seyn?



So wiß es denn! die Klinge des Todes  
Hast schmutz'ge Arme sowol, als den Mann im  
Purpur

Dahin; sie schont der welken Greise nicht,  
Auch nicht des Jünglings Jugendstolz.

Du, der du einst durch düftende Rosen  
(Ja selbst die Rosen die staunten dich an.) dahin  
giengst,

Und voller Mut des Leibes schlanken Wuchs  
Und dein Gewand bewundertest;

Als denn von heißen Blut übermattet,  
Schnell in die Arme bezaubernder Lüste flogest.

Und da, ganz aus dir selbst, entzückt  
Den Taumelkelch der Wollust trankst;

O eitler Jüngling! Slave der Wollust!  
Wird ewig jugendlich Blut deine Adern schwellen?

Klopft ewig auch von froher Lust beselt  
Dein Herz in der erhitzten Brust?

O nein! nach bald hineilenden Jahren,  
Vielleicht nach wenigen Stunden, kann auch des  
Todes

Entfärbtes Starren dich ergreifen, daß  
Der Purpur in den Adern stockt,



Und deine holden Wangen erblaffen,  
 Daß dunkle Nacht dir die glänzenden Augen zu-  
 schließt;  
 So wie vom Hauch des kalten Boreas  
 Die junge Rose niedersinkt.

Doch nach euch allen, Sterbliche, strecket  
 Im Grimm die eiserne Zunge der gierige Tod aus;  
 Ihn sättigen die Millionen nicht,  
 Ihn sättiget nicht eine Welt.

Wenn ihr der süßen, goldenen Ruhe  
 Die matten Glieder vertrauet, so schlängt er seinen  
 Eiskalten Arm verrätherisch um euch,  
 Euch zu ersticken haucht er Gift.

Zwar oft verscheydet der Engel des Schicksals  
 Von eurer Wohnung den Mörder; doch einst er-  
 scheint  
 Ein Augenblick, da er euch kühn ergreift,  
 Stolz in den Staub darniederwirft.

Wo sind alsdann die Hoffnungen alle?  
 Wo sind die hohen Entschlüsse, die ihr euch schufet?  
 Die bunt bemalten Schmetterlingen gleich,  
 Betrügerisch um euch gaukelten?

Wo sind sie denn? ergötzen sie immer  
Auch noch am Rande des Grabes die bange Seele?  
Wie? oder fahren sie schnell in die Luft,  
Und lassen treulos euch zurück?

Ja ja! sie fliehn — das sterbende Auge  
Sieht dann nur Schatten und Nacht; die er-  
schrokne Seele  
Durchbebet Angst, sie sinkt in sich zurück,  
Und fühlt es schwer, bald nicht zu seyn.

O Tod! o Tod! wie fürchterlich bist du  
Den armen Menschen! wie martern ihn deine  
Quaalen!  
Wer lindert, ach! und wessen Trost versüßt  
Die Angst des letzten Augenblicks?

Religion! du Tochter der Gottheit!  
Du bester Seegen des Himmels, du, die du  
warnest  
Im Glück, im Unglück süßen Trost verleihst,  
Nur du, nur du, kannst es allein

Wenn um das Bett des sterbenden Christen  
Des Todes furchtbare Schrecknisse drohend schweben;  
Wenn ihm das Auge bricht; sein Ohr den Trost  
Der Freunde nicht mehr hören kann;



Dann fispelst du mit englischer Stimme  
 Ihm zu, den Sterbenden: zittre nicht Jugend-  
 hafter!

O zittre nicht! dein Geist, dies Ebenbild  
 Der ew'gen Gottheit, stirbet nicht.

Nein sondern los vom Körper gewunden  
 Eilt er zu seligern Gegenden, wo Entzücken,  
 Wo Freude wohnt, die nie des Todes Drohn  
 Vergällt; dort lebt er ewiglich.

Dort lebst du ewig; himmlische Freude,  
 Und reine, geistige Wollust wird dich entzücken.  
 Da wirst du einst, (nur Engeln fühlbar Glück)  
 Den sehn, der dich unsterblich schuf.

Euch nehme dann, ihr meine Gebeine,  
 Sobald die Stunde mir schlägt, die kühle Erde  
 In ihren mütterlichen Schoos; bis euch  
 Die donnernde Posaune weckt.

Daß

~~~~~

Daß Priester die ersten Dichter gewesen
sind.

Meine Herren!

Untersuchungen, die uns auf den ersten Ursprung der Dinge leiten, und unsern wissbegierigen Blick bis ins graue Alterthum hinaus führen, sind in vieler Absicht schätzenswerth. Sie verschaffen nemlich nicht nur ein reizendes Vergnügen unserer unbegrenzten Neugierde, die, je entfernter die Entdeckungen sind, desto mehr süße Befriedigung daran findet; sondern sie erweitern auch in der That den Kreis unserer nützlichen Erkenntnisse. Sie setzen uns nicht selten in den Stand, Dinge, woran uns jezt noch viel gelegen ist und seyn muß, zu erklären; auch, in gewisser Absicht, nützliche Folgerungen daraus herzuleiten.

Dies mag die Entschuldigung für mich seyn, warum ich mir von Ihnen Erlaubnis bitte, über eine Sache aus dem entlegensten Alterthum meine Muthmaßungen vorzutragen, die für mich wenigstens ungemein viel Wahrscheinlichkeit haben. Ich behaupte nemlich, daß Priester die ersten Dichter gewesen sind. Dies

§ 4

erhebet,



erhellet, wie mich dünkt, hauptsächlich aus folgenden Gründen.

Die Priester, erstlich, waren es, die in den urältesten Zeiten den gesamten Schatz menschlicher Kenntnisse in ihrer Verwahrung hatten. So sehr es ein beliebter Gemeinort für die meisten witzigen Schriftsteller neuerer Zeiten ist, auf die Priesterschaft des ganzen Erdbodens samt und sonders, zu spötteln; so sehr fast alle Politiker der neuesten Art, hohen und niedern Standes, die Priesterschaften aller Zeiten für eine Last des Staates und für einen Stand halten mögen, den man, wo er nicht ganz zu vertilgen sey, doch nicht genug aushungern und verächtlich machen könne: so wahr ist es demohngachtet, daß dieser Stand die allererheblichsten Verdienste um die Welt gehabt hat und noch hat. Man müßte entweder kein großer Philosoph oder ein noch schlechterer Geschichtskundiger seyn, wenn man im Ernst daran zweifeln wollte. Es ist, nach allen historischen Untersuchungen ausserordentlich wahrscheinlich, daß in den allerersten Zeiten des menschlichen Geschlechts, da die sogenannte väterliche Regierungsform noch allein Statt fand, der Hausvater auch zugleich der Priester seiner Familie war. Weil er nach seinen Jahren ehrwürdiger, durch seine größere Erfahrungen klü-

ger,

ger, und selbst durch die Triebe der Natur, als Vater, den Vorzug hatte, so war es ganz natürlich, daß er, so wie in andern Geschäften, also auch in der Lehre von Gott in seiner Verehrung den Jüngern seiner Familie, als Führer und Gesetzgeber, voran gieng. Die Geschichte der Patriarchen bestätigt dieses, z. Ex. in den Nachrichten vom Noah, Abraham, Hiob &c. ganz augenscheinlich. Als aber in der Folge mehrere Familien des vermehrten Menschengeschlechts in einander schmolzen, entweder durch freiwillige Verträge, oder durch ein gemeinschaftliches, väterliches Oberhaupt vieler Stämme, oder auch durch gewaltsame Mittel, vereinigt wurden, so scheinen zuerst gemeinschaftliche Priester aufgekommen zu seyn. Natürlicherweise gelangten diejenigen zu dieser Ehre, welche sich an Würde, Tugend, Einsichten, mithin auch Einsichten von der Gottheit, vor andern rühmlich auszeichneten. Hauptsächlich verschaffte die Wahrsagerkunst einem Manne von der Art das Vertrauen und die Ehrfurcht des Volks.

Diese Wahrsagerkunst gründete sich zwar zum Theil auf Aberglauben und Vorurtheile; aber um ein merkliches Ansehen darinn zu erhalten, mußte man in der Wissenschaft natürlicher Dinge, der Ursachen und Folgen, der ausgebreiteten, allgemeinen und besondern,



Menschenkenntnis, der sittlichen Wahrscheinlichkeit ic. ungleich mehr, als das Volk bewandert seyn. Durch erworbenes, eigenthümliches Ansehen konnte man selbst das Ansehen einer Gottheit und einer Art Gottesdienstes gründen oder befestigen; wie Evander in Italien durch Hülfe seiner Mutter Rarmenta gethan hat. So wie man an den Wahrsagern eines rohen Volkes allemal sicher die klügsten Köpfe unter denselben vermuthen kann, so waren also auch ursprünglich diese die ersten heidnischen Priester. So bald nun einmal solche Leute in den ruhigen Besitz der großen Vorrechte, als Diener einer Gottheit, gesetzt waren; so bald ihr Ansehen und mit demselben ihre Macht und Reichthum zugenommen, und sie sich um so viel sicherer einer großen Muße bei einer so stillen Lebensart zu erfreuen hatten: so wendeten sie, da sie wirklich im Anfange wahre und kluge Menschenfreunde gewesen zu seyn scheinen, alle diese vortheilhaften Mittel dazu an, theils durch ruhiges Studiren ihre eigene Einsichten zu vermehren, theils die rohen Menschen, mit denen sie umgeben waren, immer mehr mit Ehrfurcht gegen die Gottheit, Tugend und nützlicher Klugheit für das Leben zu erfüllen.

Diese Absichten zu erreichen, wählten sie verschiedene, theils klüglich ersonnene, theils durch Veranlassung sich darbietende Mittel. Es ist
mir

mit nicht erlaubt, Meine Herren, über diese Dinge hier weitläufig zu seyn; ich merke nur an, daß es ganz natürlich war, daß ihnen die Dichtkunst dabei unentbehrlich scheinen mußte. Sie hatten das Volk nothwendig von ihrer Gottheit, derselben Thaten und Wirkungen auf ihren Zustand, zu unterrichten, und, um ihre Gottheit in Ansehen und geglaubter Nutzbarkeit zu erhalten, wodurch sie anderweitige, allerdings heilsame Absichten zum Theil erreichten, auch Weissagungen auszufüllen. Da diese mitzutheilende Begriffe und Empfindungen groß und erhaben, über das Loos der Sterblichkeit erhaben in ihrer eignen Seele waren, und eben dieses an den Seelen der Verehrer wirken sollte, so mußten sie notwendig auf eine so sorgfältige Wahl ihres Ausdrucks denken, der sowohl sich durch starke und die Sinne erschütternde Gedanken, als auch durch einen besondern Numerus von der gemeinen Sprache des Volks unterscheiden mußte. Dies lenkte dieselben natürlicherweise anfänglich auf die Bahn der gleichsam fallenden Dichtkunst; die Uebung und das fernere Nachdenken verfeinerte sie endlich, bis sie zu einer merklichen Vollkommenheit erhoben wurde. Da entstanden die Hymnen und Pöänen, welche bey den Opfern angestimmt wurden; ja es scheint sogar, daß selbst Naturlehre, Sittenlehre und natürliche Theologie in dem Gewand der Poesie schon
in



in den allerältesten Zeiten aufgestellt worden seyen.

Sie hatten ferner Göttersprüche und Weissagungen den Menschen zu verkündigen, und sie glaubten nicht ohne Grund, daß sie dabey auch eine gewisse Göttersprache annehmen mußten. Und welche Sprache konnte anders den Charakter der Erhabenheit und der Erschütterung behaupten, als die Dichtkunst, welche auch wirklich von den Alten die Sprache der Götter genennet wird?

Die Zeugnisse der Geschichte bestätigen diese allgemeinen Betrachtungen ganz ausnehmend. Ich will die ägyptische und asiatische Priesterschaft, theils der Kürze, zu der ich verpflichtet bin, theils des Umstands wegen übergehen, weil die Nachrichten von ihnen ziemlich mangelhaft sind, und, so viel wir gewiß wissen, die Griechen hauptsächlich die eigentliche Poesie, das ist, stärkere Sprache in einem abgemessenen Numerus aufgebracht, und die Römer zu Schülern darin gehabt haben.

Die Hymnen sind, so viel wir wissen, die älteste Art von Poesie. Die allerersten scheinen verloren und, wie es gemeiniglich geht, durch nachfolgende bessere und geschmackvollere verdrängt worden zu seyn. Die Trümmer, welche wir noch aus dem granen Alterthum der griechischen
Dicht-



Dichtkunst gerettet haben, sind theologischen, moralischen, physikalischen, überhaupt ernsthaften Inhalts; Ein Beweis, daß sie wahrscheinlich ernsthafte und grosse Männer zu Verfassern gehabt haben, die wir in diese Zeiten nirgends anders, als in den Kollegien der Tempel zu suchen haben, welche damals fast alle Kenntnisse, die den Mann von Stande und Geschäften vom unwissenden Pöbel unterscheiden, in ihren Ringmauren verwahrten, und in ihren sogenannten Geheimnissen, wozu, aus nicht ganz verwerflichen Gründen, damals nur Fürsten und Hauptmänner des Staats zugelassen wurden, lehrten und immer nach und nach zu größerer Vollkommenheit bildeten. Daß die Orakel in Versen sprachen, ist eine ganz bekannte Sache, die aber ungemein viel für das System beweist, das ich oben gezeichnet habe. Ja es scheint, daß selbst die Wahrsager in einer gewissen Art von Poesie sich ausdrückten. Daher dünkt mich, kommt es, daß die Lateiner von einer Wahrsagung eben das Wort gebrauchten, womit sie das Gedicht bezeichnen, und daß vates einen Wahrsager und einen Dichter zugleich bedeutet. Aus eben dem Grunde kann man, wie mich dünkt, die poetische Anrufung der Musen, oder einer andern Gottheit, um Begeisterung erklären, weil die ersten Dichter als übernatürlich begeisterte Menschen zu sprechen



sprechen vorgaben. Ja, was noch mehr ist, die Dichter nennen sich selbst Priester der Musen

— — Carmina non prius, sagt Horaz.

Audita, *Musarum sacerdos,*

Virginibus puerisque canto. Und Virgil:

Me vero primum dulces ante omnia Musae,

Quorum *sacra fero,* ingenti percussus amore

Accipiant.

Aber, sagt man, die Zelten hatten ja auch ihre großen Dichter: die Natur allein schuf sie. Allein ich bitte, zu bedenken, daß die unsterblichen Barden gleichfalls eine Klasse der zeitlichen Priester waren, und daß die Druiden, welche aller damaligen Weisheit geweihte Priester und Wächter vorstellten, ihre Lehren, wie die Nachrichten einstimmig aussagen, in Versen verfaßet, der Nachwelt überlieferten. Anstatt, daß wir also jetzt gemeiniglich, mit jenem Dichter, ausrufen:

Was Böses ist geschehn, das nicht ein Priester that?

so könnten wir wohl aus der Geschichte die *varians lectio* beweisen:

Was Gutes ist geschehn, das nicht ein Priester that?

Dieses sey dazu nur ein geringer Beitrag.

Etwas

Etwas über die Nebel in der Natur.

Eine Unterredung für Kinder.

Ferdinand, der älteste, Wilhelm, Frizgen.

(Ferdinand sitzt und schreibt; Wilhelm und Frizgen kommen mit sichtbarer Bestürzung und Verdruß herein)

Wilh. Lieber Ferdinand, weißt du das Unglück schon?

Ferd. Was für ein Unglück? Es wird ja so gefährlich nicht seyn. (Schreibt wieder)

Wilh. Gefährlich genug!

Frizgen. Jammer schade!

Ferd. So redet doch. Ihr macht mir ja ganz bange. Was ist's, was habt ihr denn?

Wilh. I nun, der Marder hat uns die Tauben gewürgt.

Ferd. Wenns weiter nichts ist — (Schreibt weiter)

Frizgen. Meine schöne, mit dem Häubgen auch, und die mit dem goldnen Ring.

Ferd.



Ferd. Das ist nun freilich Schade. Un-
terdessen —

Wilh. Höre, keine einzige lebt.

Ferd. Das ist zu arg.

Frizgen. Du solltest sie nur sehen, wie jämmerlich sie an den Boden umherliegen, und wie er ihnen allen die Köpfe abgebissen hat. — Der verdammte Marder! — Kriegen wir ihn, spießen wollen wir'n.

Ferd. Das geht euch wohl nur darum so nahe, weil eure Tauben mit darunter sind, die euch Papa neulich schenkte?

Frizgen. Das nimm mir nicht übel, Ferdinand; ich habe wohl auch geweint, als letzt hin der Geier die niedlichen kleinen Entgen im Garten holte; wie das arme Thiergen hipte, wann ers mit den Krallen krazte und mit in die Luft flog.

Wilh. Ja, das war auch so ein Stückgen. Ich schmiß so viel mit meinem Stoff in die Höhe; aber die Bestie flog zu schnell.

Ferd. Es ist mir lieb, daß euch das Leben der Geschöpfe lieb ist. Aber wenn nun der Geier und Marder nichts anders gethan hat, als wir alle Tage thun?

Friz. u. Wilh. (stehend) Was?

Ferd.

Ferd. Hat unsere Köchin in unserm Hause nicht schon mehr Tauben geschlachtet, und mehr Enten gebraten, als der Warden gewürzt, oder der Geier geholt hat?

Frizgen und Wilh. (stutzen gewaltig)

Frizgen. Ja, wir müssen sie essen. Was von wollten wir sonst leben, wenn man kein Fleisch ässe? Man kann doch nicht von lauter Brod, Kohl und Wurzeln leben?

Ferd. Das kann der Warden und Geier auch nicht. Gras kann er nicht fressen, also muß er Hühner und Tauben stehlen.

Frizgen. So hätt' ihn Gott nicht erschaffen sollen.

Ferd. So hätt' uns Gott auch nicht erschaffen sollen.

Frizgen u. Wilh. (verweilen in Gedanken, endlich Wilhelm) Aber warum hat denn Gott die Einrichtung gemacht, daß ein Geschöpf des andern sein Feind und sein Verwüster ist? Die Thiere fressen das Gras, die Blumen und Kräuter, wir schlachten und essen sie wieder; die Raubthiere, als Löwen, Bären, Wölfe, verzehren sie und uns, wir erschießen sie wieder, und so weiter. Was hilft das Gemezzel durcheinander? Leben, wenns so recht wimmelt, wie morgens im Felde, wenn die Heerden ausgehen



hen und die Vögel singen, das ist eine Lust.
Und das wird ja so verdorben.

Ferd. Weißt du immer, was Papa thut
und warum ers thut?

Willy. Nein.

Ferd. Aber du glaubst doch wohl, daß er
viel klüger ist, als du?

Willy. (lacht) O ja!

Ferd. Und daß er alsdenn auch Flug han-
delt, wenn dus nicht weißt, warum er was
thut?

Willy. Hum! —

Ferd. Weißt du wohl noch, wie du ein-
mal, als du noch klein warst, durchaus die
große Papierscheere haben wolltest?

Willy. Die mir Papa nicht geben wollte.

Ferd. Was dachtest du da von ihm?

Willy. Ich dachte, er wäre wunderbar,
es wäre einfältig.

Ferd. Was geschah, wie du sie nachher
wegstahlest?

Willy. Ich schnizzelte und schnizzelte Kar-
tenblätter, und wie mir eins an die Erde fiel,
wollt' ich mich geschwind bücken und es aufheben,
und stieß mir die Scheere recht neben dem linken
Auge



Auge in den Kopf, daß das Blut nur so heraus-
spritzte, und ich vor Schrecken auf den Boden
fiel.

Ferd. Was dachtest du denn da von
Japan?

Wilh. Ich dachte, er wäre klüger gewes-
sen, als ich, und ich hätte es nicht verstanden.

Ferd. Und nun denkst du doch wohl, daß
du damals sehr einfältig warest, als du mein-
test, Papa wäre wunderbar, wenn er so was
beföhle?

Wilh. Ja freilich.

Ferd. Aber warum dachtest du es denn
nicht damals gleich?

Wilh. Hm! weil ich noch ein Kind war,
und es noch nicht verstand.

Ferd. Also jetzt verstehst du besser?

Wilh. (halbverdriesslich) Freilich, weil
ich älter und klüger bin.

Ferd. Aber glaubst du denn auch jetzt al-
les, was Papa dir sagt?

Wilh. Manchmal mag er nun wohl
nicht Recht haben.

Ferd. Zum Exempel?

M 2

Wilh.



Wilh. Zum Exempel, wenn er mich zuweilen recht um nichts straft; wenn er sagt, man sollte nicht unbändig springen, man könnte auch auf ebenen Boden einmal fallen, und ein Bein brechen; man könnte sich erhizzen und das von gefährlich krank werden; man sollte nicht nach der Erhizzung sogleich trinken; man sollte nicht klettern, weil man den Hals brechen könnte. Als wenn ich ein Kind und so einfältig wäre. — Ich werde mich schon in Acht nehmen. Wenn ich klettere, so werde ich mich ja wohl fest halten. Wie kann ich da fallen? Sag' einmal! Weißt du wohl, wie schön ich lezt im Baum saß. Ich fiel nicht. Neulich schwizte ich, daß mir die Tropfen von den Däcken rennten, als ich mit Frizzen, Karln, und Heinrichen im Garten das Haschen spielte. Bin ich krank geworden?

Ferd. War unsers Nachbars Christian ein dummer und fleischer Knabe?

Wilh. Nein. Er war stinker als ich. Er konnte besser laufen, als ich, und besser klettern.

Ferd. Fiel er nicht vom Baume, und ist noch lahm davon, Zeitlebens lahm?

Wilh. Ja, der faßte auch nach einem morschen Ast, der brach.

Ferd.



Ferd. Sah' ers, daß er morsch war?

Wilh. Nein, er ließ ganz frisch und stark.

Ferd. Könnte es dir nun nicht auch einmal so gehen?

Wilh. Das will ich eben nicht läugnen.

Ferd. Du kannst wohl greifen, einen morschen Ast fassen, schwindlich werden, andre Gedanken eben haben, wenn dir was merkwürdiges vorkommt, und fallen.

Wilh. Das ist möglich.

Ferd. Hat also Papa Recht, wenn er dich vor dem Klettern warnet, daß so kein Geschäft vor dich ist, sondern ein bloßer Muthwillen.

Wilh. Er könnte Recht haben.

Ferd. Wenn du nun zwanzigmal klettertest, und das einundzwanzigste mal fielest und Bein, oder gar den Hals, brächest, würde es dich was helfen, daß du zwanzigmal glücklich davon kamst?

Wilh. Nein.

Ferd. Ist es also nicht besser, daß du ganz unterläßt, da der mögliche Schaden größer ist, als der gewisse Nutzen?



Wilh. Du möchtest wohl Recht haben.

Ferd. Also Papa auch?

Wilh. Ja.

Ferd. Meinst du wohl, daß er in den übrigen Stücken auch Recht haben mag, die du nicht begreifen konntest? Weil er doch hier Recht hatte, und du es auch nicht begreifen konntest?

Wilh. Ich sollte es bald vermuthen. Denn auch oft ist was eingetroffen, was er gesagt hat. Ja, ja.

Ferd. Siehst du! nun bist du schon wieder etwas klüger, als du kurz vorhin warst. Aber viel klüger bist du wohl überhaupt jetzt, als voriges Jahr?

Wilh. Da war ich ein ordentlicher Dummkopf gegen jetzt.

Ferd. Wie dachtest du aber voriges Jahr von dir?

Wilh. Ich dachte, ich wäre so klug, daß nichts drüber gienge.

Ferd. Und das Jahr vorher?

Wilh. Eben so?

Ferd. Und warst du denn damals wirklich so klug?

Wilh.

Wilh. Nichts weniger. Wie gesagt, ein Dummkopf war ich gegen jezt, und das vorige Jahr, vor diesem, noch dünner.

Ferd. Nun gieb Acht. Jedes Jahr dachtest du dich klug, und wurdest das folgende Jahr viel klüger, und hieltst den Wilhelm des vorigen Jahrs für einen Dummkopf. Wie meinst du nun, wirds dir künftig gehen? Wenn du dich künftiges Jahr mit deinem jezigen Wissen vergleichest, möchtest du dich wohl auch denn für weit schwächer als im vorigen Jahre erklären?

Wilh. Ich sollte es bald vermuthen, weil es mir schon oft so gegangen ist.

Ferd. Recht. Es wird dir so gehen und so gehen von Jahr zu Jahr bis an deinen Tod. Siehe, ich denke nun selbst, der ich doch schon älter bin, als du, das und das ist wohl nicht Recht, was Papa thut; so und so wäre es besser. Aber weil ich schon so sehr oft gesehen habe, daß er, und nicht ich, Recht hat, so schweige ich immer still, und folge ihm, wie ers befiehlt. Er versicherte mich noch kürzlich, daß es ihm selbst so gegangen sey, daß er als Knabe viele Dinge ganz anders beurtheilet habe, als wie Kind; als Mann anders, als wie Jüngling; als bejahrter Mann anders, als wie junger Mann; und er würde noch alle Tage



Klüger. Bist du auch überzeugt, daß uns
Papa herzlich gut ist.

Wilh. Thut er uns doch so viel Gutes.
Das, dencht mich, sagts ja schon genug.

Ferd. Recht. Wenn dir nun Papa et-
was thut, was dir nach deiner Meinung nicht
Recht ist, glaubst du wohl, daß ers versteht
und gut meint?

Wilh. Ja, weil ich sehe, daß er klüger
ist, und es auch nach seinen Jahren seyn muß,
als ich, und mir noch dabei herzlich gut ist.

Ferd. Warum siehst du es denn aber
nicht allemal jetzt ein?

Wilh. Wie gesagt, weil ich noch ein
Knabe bin.

Ferd. Meinst du wohl, daß Papa so
Klug ist, wie der liebe Gott?

Wilh. Ferdinand, wie kannst du so fra-
gen? ein Mensch und Gott! — Du hältst
mich wohl gar für einen Pinsel?

Ferd. Sachte, sachte! Wilhelmgen;
so böse ist's nicht gemeint. Wie verständig ist
denn aber nun wohl Papa gegen des lieben
Gottes Verstand?

Wilh. Wie ein Kind gegen einen Alten,
wie Fritze gegen Papan.

Ferd.

Ferd. Aber aus Kindern werden Leute,
und Knaben wachsen bald zu Männern heran.
Aber wie? werden wir wohl jemals ein Gott?

Wilh. (stutzt) Nein.

Ferd. Also ist wohl noch ein größerer Unterschied zwischen Gottes Verstand, und Papans Verstand, als zwischen Frizzens und Papans? Denn was man leicht werden kann, dazu muß man wohl auch viel Geschick haben, und was man gar nicht werden kann, davon muß man auch sehr weit entfernt seyn?

Wilh. Ja, es muß noch ein größerer seyn.

Ferd. Sage mir, wenn nun kluge Menschen, wie Papa unstreitig ist, nicht einmal so klug gegen Gott sind, als Frizze gegen Papan; wenn sie finden, daß Gott so vieles in der Welt weislich und gütig eingerichtet hat, und hie und da etwas ist, was sie nicht ganz begreifen können, was sollen sie denken?

Wilh. Sie sollen denken, daß sie das nicht verstehen, und zufrieden seyn, weil sie doch wissen, daß Gott klüger ist, als sie. Sie sollens machen, wie ich mit Papan, und warten bis sie einmal älter und klüger werden?

Ferd. Einmal älter und klüger werden?
Wie verstehst du das?



Wilh. Der Herr Informator sagte ja lezthin, daß wir nach diesem Leben viel verständiger werden würden, als wir jezt sind; und weil mir das so eben einfällt, so denk ich, die Menschen sind in diesem Leben, wie Kinder, und dort werden sie älter am Verstande und Erwachsene.

Ferd. Sehr recht, Bruder. Wenn wir nun gar nicht wüßten, warum Gott in der Natur Freundschaft und Feindschaft gleich stark verordnet hat, wie du vorhin sagtest, was sollten wir sagen?

Wilh. Wir müßten sagen, daß wirs nicht verstünden, und also der, sonst gute und weise Gott, auch gewiß hier gut und weise darinn handelte, daß er jedem Geschöpfe einen Feind gesetzt hat.

Ferd. Also willst du wohl die Raubthiere in der Welt lassen, weil sie Gott geschaffen hat?

Wilh. Ja, weil er gute Endzwecke dabei haben kann, und gewiß haben muß, die wir nicht wissen.

Ferd. Weißt du wohl, Frizze, daß wir doch schon etwas von dem Guten erkennen, was sie stiften.

Frizzen. Das wäre ich begierig zu wissen.

Ferd.



Ferd. Freuten wir uns nicht herzlich zu den Bärenmuffen, die uns Papa am verwischnen Christfest schenkte?

Frizgen. Ja wohl!

Ferd. Warum?

Frizgen. Weil sie gut lassen und hübsch warm geben.

Ferd. Also dienen die Felle vieler wilden Thiere dem Menschen zur Decke?

Frizgen. Ja, aber Luch und Fälbel thut eben die Dienste.

Ferd. Denkst du denn, daß die ersten Menschen, oder alle Menschen auf dem Erdboden, gleich Künste und Fabricken gehabt haben?

Willy. Mein, das ist nach und nach erfunden worden.

Ferd. Wie? wenn nun die Menschen erfroren wären, die noch keine Spinnräder und Weberstühle hatten?

Willy. So wären wir alle mit erfroren.

Ferd. Also — die Menschen schlugen diese Thiere todt, und beschützten sich vor der rauhen Witterung mit ihren Häuten.

Frizgen.



Frizgen. Es ist ja wahr. Trugen nicht die alten Deutschen, die noch keine Fabricken hatten, die Felle von Bären und Wölfen im Winter? Es ist ja wahr.

Ferd. Also siehst du doch schon einigen Nutzen von ihnen ein?

Wilh. Ja. Aber, wie wirds mit den Raubvögeln und giftigen Schlangen? Die helfen uns doch zu nichts.

Ferd. Frizze, wolltest du wohl gern lauter Zucker essen?

Frizgen. O Ja! von Herzen gern. Ach Zucker, ach Zucker!

Ferd. Aber Kind bedenke doch, wie du verwichne Weihnachten so viel Zuckerpuppen gegessen hattest? — Wie war dir?

Frizgen. Ich wurde krank; ach, es war mir so übel. Ich konnte in acht Tagen nichts essen.

Ferd. Möchtest du das Wilhelm?

Wilh. Für beständig nicht. Man würde es endlich überdrüssig. Man muß sauer und süß durcheinander essen, fett und mager; denn behält man guten Appetit, und alles schmeckt wohl.

Ferd.



Ferd. Du hast Recht Bruder. Immer Gutes, ohne Störung, das ist nichts. Man wirds überdrüssig. Gäbste du alles für dein Leben hin, wenn du es damit retten könntest?

Wilh. Das versteht sich. Ja!

Ferd. Also ist wohl das Leben dein größtes Gut?

Wilh. Freilich.

Ferd. Meinst du denn, daß den übrigen lebendigen Geschöpfen eben so zu Muth sey?

Wilh. Ich vermute. Darum fürchten sich die Thiere ja so vor uns. Hatten wir nicht lezthin von dem Herrn Informator gehört, wenn ein Fuchs mit einem Beine in der Falle hienge, so fräße er sich lieber selbst das Bein ab, um davon zu laufen, als daß er die Ankunft des Menschen erwartete, von dem er ganz richtig befürchtet, todtgeschlagen zu werden.

Ferd. Was hältst du nach dem Leben fürs Beste?

Wilh. I nun! die Freude.

Ferd. Wenn bist du vergnügt?

Wilh. Wenn mir nichts fehlt; wann ich Essen und Trinken habe; wenn ich mich nicht fürchten darf; wenn ich gute Gesellschaft u. s. w. habe.

Ferd.



Ferd. Woher kommts aber, daß dir das Leben und die Freunde so lieb sind?

Wilh. Darum, weils mir angenehm ist. Sage, warum gefällt dir's schöne Wetter, eine hübsche Musik? — Du fragst wunderbar Ferdinand.

Ferd. Wilhelm, meinst du wohl, daß uns das Leben so lieb seyn und uns so glücklich machen würde, wenn wir gar keinen Begriff, keine Erfahrungen vom Tode hätten?

Wilh. I ja! Leben wäre doch immer Leben und was gutes.

Ferd. Sage mir, wußtest du wohl, daß es ein großes Glück sey, gesund zu seyn, ehe du die Pocken bekamst?

Wilh. Nein, daran dachte ich nicht. Wie ich aber krank wurde; wie ich so schreckliche Kopfschmerzen und Hitze bekam; wie mir alles zuwider war, was ich nur ansah, da merkte ich, was ich vorher gehabt hatte.

Ferd. Hältst du nun, da du weißt, was Krankheit für eine häßliche Sache ist, die Gesundheit höher, als damals? Ist dir's nun noch besser ums Herz, wenn du dich jetzt gesund fühlst, als damals, da du nicht einmal dran dachtest?

Wilh. Ja, das ist wahr.

Ferd.



Ferd. Wenn dir nun jetzt die Gesundheit mehr Vergnügen macht, als damals, so bist du auch dadurch glücklicher?

Wilh. Nicht anders.

Ferd. Und dazu hat dir die Krankheit verholfen?

Wilh. (sinnt) Es ist wahr.

Ferd. Als dein Spielfammerad, der junge Berger, starb, wie war dir da zu Muth?

Fritzgen. Ich weinte bitterlich.

Ferd. Warum?

Fritzgen. Es jammerte mich, als er so ohne Gefühl und ohnmächtig in Sarge lag, daß er nicht mehr hören, sehen, sprechen, gehen, essen, und trinken und vergnügt seyn konnte!

Ferd. Was dachtest du aber von dir dabei?

Wilh. Sieh! dacht' ich, wie schön ist es nun, daß du noch sehen, hören, sprechen, essen, trinken und vergnügt seyn kannst.

Ferd. Also, daß du noch konntest, was er nicht nicht mehr konnte, das machte dir's noch schätzbarer?

Wilh. Freilich.

Ferd.



Ferd. Also höre und verstehe mich. Wann nun Gott die lebendigen Geschöpfe durch Gefühl des Lebens, der Freude, des Genusses der Güter, glücklich, recht glücklich, haben wollte, so mußte er ihnen das Gefühl, das Bild, die Gefahr des Todes vor Augen stellen, und ihnen die Freude durch Unangenehmes, und die Güter durch den Mangel, angenehmer und schätzbarer machen.

Wilh. (erstaunt) Das ist wahrhaftig so und nicht anders —

Ferd. Sage mir, Wilhelm, ist der Kluge glücklicher, oder der Dumme, der Einfältige, oder die Schlafmütze?

Wilh. Wie du fragen kannst! höre, ich will dich auch einmal etwas fragen. War das vorhin eine kluge oder dumme Frage? Heh?

Ferd. Das sollst du bald erfahren. Antworte nur erst.

Wilh. Nun, der Kluge, das versteht sich, ist glücklicher.

Ferd. Wodurch wird man denn klug?

Wilh. (sinnt) Es wird einem angeboren.

Ferd. Ja, wohl etwas, aber nicht alles. Höre, hast du einen klugen Kopf von Natur?

Wilh.



Wilh. Du weißt, daß der Herr Informator immer sagt, Wilhelm hat einen guten Kopf, wenn ers nur recht anwenden wollte.

Ferd. Ja du hast ihn auch. Nun sage mir, kannst du eine Uhr machen?

Wilh. Nein.

Ferd. Warum nicht?

Wilh. Warum nicht? Das kann der Uhrmacher.

Ferd. Warum der?

Wilh. Er hats gelernt.

Ferd. Von wem hats denn der Uhrmacher gelernt?

Wilh. I von seinem Meister.

Ferd. Und von wem der?

Wilh. I nun wieder von seinem Meister.

Ferd. Und der?

Wilh. Ei, wieder von einem Meister.

Ferd. Wo hats aber der erste Meister her?

Wilh. (stutzt) Der hats erfunden.

Ferd. Wie gieng aber das zu?

Wilh. Wie das zugieng? — das weiß ich wirklich nicht.

N

Ferd.



Ferd. Wie kamst du zu deinem kleinen Regelspiel?

Wilh. Hm! ich wollte gern kegeln und schnitzte mir Regeln.

Ferd. Wußtest du denn, wie die Regeln beschaffen sind?

Wilh. Nicht so recht. Ich hatte nur einmal von fern, in einem Garten vor dem Thor, Leute kegeln sehen.

Ferd. Wie machtest du es denn also, daß sie vest stunden?

Wilh. Ich schnitt sie unten gerade.

Ferd. Wie kamst du da drauf?

Wilh. Anfänglich wollt' es mir gar nicht gehen; sie fielen immer um. Einer aber war dabei, der von ohngefehr gerade unten geworden war; und wie der immer am besten stund, so merkt' ich bald, woraus sah's, und machte sie alle so.

Ferd. Aber warum sind sie denn oben dünner als unten? das läßt ja nicht.

Wilh. Nimm mir nicht übel, das muß so seyn. So lassen sie sich leichter stellen und stehen vester.

Ferd. Wer hat dir das gesagt?

Wilh.

Wilh. I da war der junge Seifart bei mir; und als wir regelten, mußten wir die diffen wohl dreimal aufstellen, eh' sie blieben; und wenn ich dachte, nun stehen sie, pump, lag da einer, dort einer. Höre, sagte Seifart, wir werden die Regel alle oben spizzig machen müssen, wie der dort, der immer so vest steht. Gleich mach' ich mich drüber, und da standen sie wie die Mauern.

Ferd. Also, du bekamst dein Regelspiel dadurch, daß du gern eins haben wolltest, daß du sahst, wie du's wohl machtest, daß du nach und nach, auch durch Hülfe anderer, daran bessertest?

Wilh. Freilich.

Ferd. Also mag auch die Uhr erfunden worden seyn dadurch, daß man sah, man brauchte eine Uhr; daß man nachdachte, wie man wohl eine machte; daß mans versuchte, und durchs Versuchen verbesserte, und daß mehrere nach und nach dazu halfen?

Ferd. Du hast Recht. Wie mag also wohl die Kunst, Häuser zu bauen, Kleider, Gewehr, Handwerkszeug, zu machen, erfunden seyn?

Wilh. Eben so; man brauchte Häuser und Kleider, um sich vor Regen, Frost ic. zu bedecken, Gewehr, um sich zu vertheidigen;



man versuchte, wie mans machte. Sah man, daß es so und so noch besser seyn könnte, nun so machte man es so.

Ferd. Regen, Kälte, Feinde, und so weiter, ist doch was unangenehmes?

Wilh. Ja, an sich.

Ferd. Und hat zu vielen schönen Erfindungen Unlaß gegeben?

Wilh. Nicht anders.

Ferd. Wilde und giftige Thiere sind aber auch sehr unsre Feinde. Haben sie also auch Unlaß zum Nachdenken, und zu Versuchen, sie zu fangen, oder sich ihrer zu entledigen oder sich vor ihnen zu schützen, Unlaß gegeben?

Wilh. Ganz gewis.

Ferd. Sie haben also viel Gutes für uns gestiftet?

Wilh. Das kann ich nicht läugnen. Sie haben uns auf viele gute Dinge gebracht. — Aber wenn sie nicht da wären in der Welt, die bösen Dinge, so hätten wir auch die Mittel gegen sie nicht gebraucht.

Ferd. Und also meinst du, das Böse hebt das Gute auf?

Wilh.

Wilh. Ja, denn das Gute derselben besteht ja bloß darin, daß wir uns gegen das Böse schützen.

Ferd. Nein.

Wilh. Ja, ja doch! —

Ferd. Wärs dir wohl lieb, wenn du eine Uhr machen könntest?

Wilh. O ja.

Ferd. Wir haben aber Uhren genug im Hause: und du wirst dich niemals vom Uhrenmachen nähren.

Wilh. Das wohl, aber es ist doch so hübsch, wenn man so was künstliches versteht, wies zugeht; es ist eine Lust, wenn man hinter die Schliche kommt.

Ferd. Mögtest du auch wohl so gleich wissen können, wie weit es von einem Ort zum andern ist, wenn du auch nicht dahin kämest; oder wie hoch ein Berg, ein Thurm, wie breit eine See sey, wie der Feldmesser, der lezthier hier war, und von dem du meintest, er könnte hexen?

Wilh. (freudig) O ja, das mögt ich herzlich gern.

Ferd. Du brauchst's aber nicht, du solst ja kein Feldmesser werden, sondern ein Jurist.



Wilh. Wenn schon. Ich würde mich herzlich freuen, wenn ich es wüßte. Der Herr Informator hats mir auch versprochen, wenn ich grösser werde, will er mirs weisen.

Ferd. Aber sage mir, warum hüpfetest du lezt hin vor Freuden, als wir bey dem Künstler waren, der uns in ein vortrefliches Vergrösserungsglas gucken ließ?

Wilh. Da mögte ein andrer nicht gehüpft haben. Ein Floh bald so groß, wie ein Mastschwein! — mit allen Haaren, Gelenken, Nässeln, die man sonst mein Tage nicht zu sehen bekommt.
(lacht)

Ferd. Aber, wird dir ein Mensch nur ein Stück Brod darum geben, weil du weisst, wie das Bein des Flohes aussieht?

Wilh. (aufbrausend) Das ist wunderbar, als wenn ich mich darum so gefreut hatte, weil ich Brod damit bettein wollte! — Einfältig! — ich sage dir ja blos das Vergnügen, etwas Neues, etwas Künstliches, etwas Geheimnisvolles, was ich vorher nicht wußte, zu erfahren, das, das machte mich vergnügt.

Ferd. Und das Vergnügen da — trug es etwas schon allein zur Vermehrung deines Glückes bey?

Wilh. Allerdings.

Ferd.

Ferd. Also — ich fasse dich bey deinem Worte. Durch das Unangenehme und Schädliche in der Welt, durch die Raubthiere zum Exempel, sind die Menschen zur Uebung und zur Verbesserung ihres Verstandes, und ihrer Einsichten gebracht worden, zur Erweiterung ihrer Erkenntnis?

Wilh. Ja.

Ferd. Und also hat dies zur Vermehrung ihres Glücks beigetragen?

Wilh. Ja.

Ferd. Und also haben auch von der Seite die wilden und schädlichen Thiere das Ihrige dazu beigetragen?

Wilh. Nunmehr kann ichs nicht läugnen. Aber die andern Thiere in der Welt haben doch diese Vorteile von dem Schädlichen in der Welt nicht, wie wir?

Ferd. Ja.

Wilh. Wie ist das möglich?

Ferd. Denkst du denn nicht, daß die Thiere eben so gut Seelen haben, wie wir?

Wilh. Ja, aber nicht solche, wie wir.

Ferd. Das zwar nicht. Aber in Hauptstücken sind ihre Seelen den unsrigen sehr gleich;



nur mehr Vollkommenheit hat die unfrige.
Wenn ist deine Jost lustig?

Frizgen. Wenn er gut zu fressen hat; wenn er keine Schläge bekommt, und sich vor keinen Schlägen fürchtet; wenn er in der warmen Stube ist; wenn ich ihn liebe.

Wilh. Gut. Warum das? Nicht wahr, weil er angenehme Empfindungen liebt; weil er Erfahrungen gemacht hat, wie weh der Stock thut, und es behalten hat, und bey ähnlichkeit Unsalten ähnliches befürchtet; wenn du ihn liebst, weil er weiß, daß du, den er liebt, ihm gut bist, daß bald ein Lekerbissen drauf folgt?

Frizgen. Das kann wohl seyn.

Ferd. Warum hüpfen lezthin die Lämmer im Grünen? Warum schlugen die Füllen hinten aus, und flüchteten muthwillig auf dem Felde hin und her?

Wilh. Weil sie Milch und Weide voll auf hatten, und es ein schöner Frühlingstag war.

Ferd. Wer hat die Empfindung im Thiere; sein Körper oder seine Seele?

Wilh. Sein Körper. Denn der Körper genöß ja das Gute.

Ferd.

Ferd. Also wird das todte Lamm, das todte Füllen, auch springen, wenn es auf fetter Weide liegt, und warmer Sonnenschein ist?

Wilh. Nein, nein. Die Seele hat die Empfindung.

Ferd. Also in der Seele liegt auch ihr Glück?

Wilh. Nicht anders.

Ferd. Weiß du noch was Glück hauptsächlich war?

Wilh. Ich denke, ich hab's behalten. — Gefühl des Lebens —

Ferd. Nicht wahr, wenn man's kennet, es zu schätzen weiß?

Wilh. Ja. — Gefühl des Lebens, wenn man's kennet und zu schätzen weiß, Gefühl der Freude, — Genuß der Güter auf der Welt.

Ferd. Muß also dieses auch das Glück der Thiere, nach ihrem Maasse, ausmachen?

Wilh. Das versteht sich.

Ferd. Dieses Glück wird grösser durch die Erfahrungen und das Gefühl des Gegentheils?



Willh. Ja bey den Menschen.

Ferd. Da die Thiere aber in den Seelen, in der Erkenntnisart und in den Gefühlen, dem Menschen so ähnlich sind, mag das ihr Glück auch vermehren, wenn sie zuweilen Tod, Furcht des Todes, Gefahren, Mangel vor Augen sehen oder empfinden?

Willh. Bald sollt ich es denken.

Ferd. Du hast Recht, es ist höchst wahrscheinlich.

Willh. Ich glaub's gewiß.

Ferd. Sollten wohl die Thiere auch in ihrer Erkenntnis weiter kommen, wenn sie auf Mittel sinnen müssen, sich vorm Anfall der Menschen und wilden Thiere in Sicherheit zu setzen?

Willh. Ich sollt' es vermuthen.

Frizzen. Aber sie haben ja keine Künste, wie wir; also thun sie es auch wohl nicht?

Ferd. Machen sie sich nicht Gruben, nicht verborgene Nester; geben sie nicht auf alle Zeichen Achtung, die einen nahen Feind verrathen? Wie listig rennt ein Haase bald vorwärts, bald rückwärts, bald von der Seite, um den begierigen Hunden zu entweichen, die, wenn sie in der Hitze vorbeigeschossen sind, erst mit ihrem

ihrem Körper und ihrem Besinnen umkehren müssen, wenn sie wieder auf die Bahn des Wildes kommen wollen, das vielleicht unterdessen eine ganze Strecke voraus gewonnen hat! Gehst nicht das verfolgte Wild zuweilen auf seiner eignen Bahn zurück, und thut einen grossen Satz seitwärts, um die Hunde und den Jäger von der Spur abzubringen, oder daß sie sie gar verlieren? du weißt, was wir lezthin in der Naturgeschichte lasen.

Willh. Das ist wahr. Aber wenn dies nun den Thieren so angebohren wäre, so hätten sie's ja nicht erst durch Nachsinnen gelernt?

Ferd. Etwas davon ist ihnen wohl angebohren, aber alles nicht. Weißt du noch wie wir mit Papan voriges Jahr durch die Desfauer Heyde reisten.

Friizgen. Ja, wie die Hirsche so dreist thaten, und bald bis an die Kutsche gelaufen kamen.

Ferd. Was mag daran Schuld seyn? Ist das Wild überall so zahm?

Friizgen. Nein. Papa sagte, anderswärts läuft das Wild schon auf Viertelmeilen weit; aber hier wird's auch geschont.

Ferd. Also, weil es hier nicht so viel Gefahr hat, so ist es nicht so vorsichtig.

Willh.



Wilh. Ja freilich. Es ist, als wenns die Krähen wüßten, daß man in der Stadt nicht schießen darf; sie fliegen einem ja bis ins Fenster hinein. Aber, als wir auf dem Felde gingen, da flogen sie schon von weiten auf.

Ferd. Also siehst du, daß sie über die Gefahr denken, und darnach sich richten. Wo mögen sie das her haben?

Wilh. Aus Erfahrung. Denn saßen nicht legethin die Trappen auf dem Kornfelde, als wir vorbeifuhren, so still, daß man sie mit einem Stein hätte werfen können, und so bald, weit, weit von ihnen, einer mit einer Flinte kam, husch! flogen sie fort.

Ferd. Kann es ihnen angebohren seyn, daß eine Flinte für sie schädlich ist.

Wilh. Nein; sie habens gelernt.

Ferd. Vorzeiten mögen sie wohl vor einem Bogen und Pfeil eben so gestogen seyn; und ich glaube, wenn man jetzt einen Bogen und Pfeil nähme, sie würden sich nicht mehr davor, wie vor einen bloßen Menschen, fürchten, als bis man zielte; weil sie das an das Zielen der Flinte erinnerte, und sie daher es auch für etwas Gefährliches halten würden. Flogen nicht legethin die Enten in der Hasel
 vel

vel auf, als ich mit meinem Spazierstock zielte, warum?

Wilh. Sie dachten, es wäre wieder eine Flinte. Ich besinne mich auch aus der Reisebeschreibung, wie sie da an die Insel, wo noch niemals ein Mensch gewesen war, gekommen waren, wie sie die Vögel an den Klippen mit Stöcken todt schlugen; nachher als sie das merkten, sie nicht mehr so nahe kamen, daß man sie mit Stöcken treffen konnte. Aber schießen konnten sie sie sehr nahe, bis sie endlich auch das schein machte.

Ferd. Also die Erfahrungen machten diese Thiere klug?

Wilh. Freilich.

Ferd. Wenn nun die Thiere durch die Gefahren was lernen, wenn sie munter dadurch sind, wenn sie ihre Einsicht vermehren, trägt das auch etwas zur Vermehrung ihres Glücksbey?

Wilh. Ja. Denn weil sie Seelen haben, und durch solche Dinge die Seele mehr denkt und weiß, so wird sie besser dadurch.

Ferd. Denn das Gute an der Seele ist denken und fühlen?

Wilh.



Wilh. Ja wohl. Was wäre denn sonst an ihr?

Ferd. Also wird es für Menschen und Thiere doch noch gut seyn, wenn Raubthiere, und schädliche Dinge für sie in der Welt sind. Warum?

Wilh. Weil sie dadurch ihr Glück recht schätzen lernen, und sich üben, wie sie sich in Acht nehmen wollen, und dadurch immer klüger und glücklicher werden.





Aus dem 19ten Psalm, V. 1-12.

Der Himmel unzählbares Heer
 Rühmt Gottes Macht und Stärke;
 Es rühmt das Land, es rühmt das Meer
 Des Uerschafnen Werke.

Dies läßt ein Tag den andern Tag
 Und Nächte Nächte hören,
 Wo eine Zunge sprechen mag,
 Die spricht zu seinen Ehren;

Und jede Stimme, die sich regt,
 Strebt auf zum Herrn gen Himmel,
 Und was der weite Erdball trägt,
 Hört jauchzendes Getümmel.

Am Ende heller Wolken steht
 Der Sonne lichte Hütte,
 Aus der sie, wie ein Bräutigam, geht
 In Heldengleichem Schritte.

Sie freuet sich, die weite Bahn,
 Die keiner mißt, zu wandern;
 Von einem Himmelsende an
 Schwingt sie sich bis zum andern.

Sie



Sie schafft den Tag, sie schafft die Nacht,
Den Abend, wie den Morgen;
Nichts bleibt vor ihrer Stralen Macht,
Vor ihrer Kraft verborgen.

Erhaben ist des Herrn Gebot,
Und frey von allem Tadel;
Es labt das Herz, es lindert Noth,
Und giebt dem Herzen Adel.

Des Herrn gewisses Wort ist rein,
Und richtig die Befehle,
Die den betrübten Sinn erfreun,
Erhellen unsre Seele.

Die Furcht des Herrn ist unschuldsvoll,
Und dauert Ewigkeiten;
Und wer ihr folget, wie er soll,
Des Fus wird niemals gleiten.

Wahr ist es, und mehr werth, dein Recht,
Als tausend stolze Kronen,
Und süs; Es leitet deinen Knecht,
Und wird ihm ewig lohnen.

Das



Dann seinem Kinde, das froh um ihn hüpfet,
 Dem Greise, der ihn zeugte, freundlich schenkt,
 Und Küsse erntet und den Segenswunsch.
 Bald streckt er unter einer Eiche sich,
 Die tausend Jahre zählt, ins schlanke Gras,
 In Blumen rinnt indeß der Bach dahin
 Und zärtlich klagt der Nachtigallen Chor,
 Vom Felsen stürzt der Quelle klares Naß,
 Das murrend ihn in sanften Schlummer wiegt.
 Und wenn die düstre Zeit der Stürme naht,
 Und Reif und Schnee die trübe Luft erfüllt,
 Dann treiben schnelle Koppeln auf der Jagd
 Erboßte Eber ihm ins starke Nezz.
 Bald stellt er Schlingen listig in dem Busch
 Dem gieren Krammetsvogel zum Betrug;
 Und hascht den Kranich, der das Land durchzieht,
 Und feige Hasen sich zum frohen Scherz.
 Sagt, wer vergißt hier nicht die bange Quaal,
 Die Pracht gedankenleerer Assemlen,
 Und stolzer Schönen fadens Kinderpiel
 Und Prunk. — Wenn eine keusche Gattin ihm
 Gefällig, Hand in Hand, zur Seite tritt,
 Die Wirthin und geliebte Mutter ist,
 Wie Sachsens frohgeschäftsge Mütter sind;
 Wann sie der Väter Heerd mit dürrem Reis
 Des müden Gatten wartend, froh belegt,
 Und muntre Heerden in die Horden schließt,
 Den Meberfluß den vollen Eitern nimmt,
 Und süßen Most aus reichen Fässern hebt,

Mit



Mit nicht erkauftem Mahl den Tisch bedeckt;
Dann frag ich nichts nach Mustern, nichts nach
Lar,

Nichts nach Gewürz und Nestern Indiens.
Kein fremder Vogel reize meinen Gaum,
Kein leckres Haselhun aus Thüringen.
Mir gnüget reifer Kirschen edler Saft
Vom frischen Zweig gepflückt, und Pflaumen, die
Des Himmels Blau beschämen; mich erquickt
Die Kresse, die am klaren Quell entsprießt,
Miß bitterer Armuth Lust und Leben nährt;
Ein zartes Lamm, und meines bunten Hofs,
Gefiederte Bewohner sind genug.
O welche Lust ist's, während solchen Mahls
Hinaus zu schauen, wie von fetter Trift
Der Heerden Schwarm dem Stall entgegen stürzt;
Hinaus zu schaun, wie am gesenkten Haupt
Den freien Pflug der Stier nach Hause zieht;
Und wie des Hauses muntre Jugend dort
Froh, um den lichten Heerd gedrängt, scherzt.
So sprach der Buchrer Alphius, und schon
Entschloß er sich aufs stille Land zu ziehn,
Schon kündigt er die Gelder auf, um sie —
Su zehn Prozent bald wieder auszuthun. —



Aufmunterung zur Freude im Frühling.

1. Jezund weicht dem Hauche des Wests der eiserne Winter;
2. Schneegebirge zerrinnen und strömen in rauschende Thäler,
3. Welche des Lenzes Fluth mit segnenden Säften befruchtet.
4. Neben erstorbenem Gras erhebt der grünende Keim sich,
5. Der des Frühlings Pracht, die Zierde des Sommers einst seyn wird.
6. Schön bekleidet die Flur das Farbensgewand; die Wiesen
7. Decken die Matten von Klee mit winkenden Perlen durchsät,
8. Deren lieblicher Duft auf sanften Wellen heranschwimmt.
9. Schön durchbricht die zarte Bedeckung der Zweige am Fruchtbaum
10. Köstlich geschmückt die purpurne Knospe, und öfnet das Auge,
11. Gegen den Schimmer der wärmenden Sonne, und sagt uns,
12. Wie die Blüte das Auge, so sollten einst süßere Früchte

Schmachz



Schmachtende Herzen erfreun. Sieh, Freund,
auf den lustigen Ager,
Wo die Heerden im bunten Gemische sich tummeln;
wie fernhin
An den Gebirgen die Stimme der Lust zurückwallt;
horch' wie die Wäusche
Laut von zwitschernden Lied der Säng' der Wälder
des erfüllt sind!
Siehest du nicht, wie dort die Lerche mit streben-
den Fittig
Nach dem erhabnen Gewölbe des schimmernden
Himmels sich schwinget
Wirbelnd in Tönen der Lust? — Erwacht nicht
vom Schlafe der Sorgen
Jezzo dein Herz und fühlst bei jedem heiteren Licht-
stral,
Jedem laulichten Lüftgen, in jeder Stimme der
Wonne
Ein Gebot, dich zu freun, und Versüßung des na-
genden Kummers?
Schön und froh ist die ganze Natur, und du wärest
der eine,
Der sein Herz in den Quaalen der bangen Schmer-
zen ertränkte?
Defne das Aug' und nimm es zu Ohren und fühle
die Wonne,
Die, nach trüberen Stunden des Winters, die
Auen belebet,



O, wie könnte dich dann allein der Schlummer
 noch fesseln?
 Wann der Seele geheime Begierden nur edel und
 rein sind,
 Und dein Herz dem Urbild der sanften Natur nicht
 entartet,
 Noch des Schöpfers bildender Hand, so kannst du
 nicht fühllos
 Durch die Gefilde einhergehn, worinnen die seligen
 Spuren
 Des allgütigen, herrlichen Vaters der glücklichen
 Welt sich
 Zeigen, vor dessen Altar gerührt der vernünftige
 Mensch kniet.



Das

—————
 Das Ungewitter.

Gott! welche schwarze Wolke wälzt
 Sich dort vom Ocean
 Langsam herauf! — Mit banger Ahndung zieht
 sie; — denn sie hegt
 In ihrem Schoos den Tod
 Und schnelles Unglück. — Weh dir, Land! —
 Sieh, wie sie furchtbar droht,
 Ihr donnerreiches Eingeweide schmetternd über dir
 Bald zu zerreißen! — Sieh,
 Wie stürzt die gelbe Saat dahin
 Vom zackigten Geschloß
 Der Luft! — Wie präselet Eis vom wundervollen
 Baum! Wie rauscht
 Des Himmels Heerszug! — Sieh,
 Wie Strom auf Strom herabstürzt, dann
 Die Flur zur See, die Welt
 Zum Chaos schaft! — Nun öfnet sich der Wolken
 grause Nacht
 Dem Flammenblizz. Er fährt
 Den bden Weg der Finsternis
 Und trift der Berge Haupt
 Mit Dampf; die Felsen wirft sein Flug umher,
 wie Spreu der Sturm,
 Und raselt auf der Flut.



Dort schmettert er Palläste, die
 Jahrhunderten getrost. —
 Wie laut, wie majestätisch redet der All-
 mächtige! — Sinkt
 Bewohner dieser Welt
 Hin in den Staub. — Er zürnt. — Verehrt
 Ihn tiefgebeugt, — daß er
 Nicht diesen Erdball in sein vorigs Nichts hin-
 donnert, — hemmt
 Durch euer Flehn den Grimm
 Des Ewigen! — Sein Köcher schwirrt; —
 Die Pfeile sind geschärft. —
 Sein ehrner Bogen wider euch gespannt — er
 kömmt. — Sein Gang
 Ist eisern; — Mitternacht
 Sein Kleid, — und unter jedem Tritt
 Brüllt neuer Donner laut,
 Und tönt von Pol zu Pol. — Die Welten zit-
 tern. — Doch er halt
 Sie noch mit milder Hand.

 Heber



Ueber gehdrige Nachsicht in Sachen des Geschmacks.

Herr Duns erlaubt sich keine Lust,
Erwägt es erst in treuer Brust.
Obs auch sein Gaum bewähret;
Gewissenhaft ist ihm bewust,
Was breite Schultern nähret.

Der Erde, die er niemals haßt,
Lebt er auch nie zur trägen Last.
Denn, um gelebt zu haben,
Lebt er in Schmaus und stiller Raß
Die sondergleichen Gaben.

Voll Ueberlegung spät und früh,
Als Feind der Arbeit und der Müß
So wie der lieben Künste,
Blickt er mitleidig hin auf sie
Und nennt sie — Hirngespinnste.

Wer fordert das, was man nicht kann?
Dem Schlummer hat der theure Mann
Den festen Eid geschworen.
Drum kommt, was je der Wis erfann,
Nie, vor des Mannes Ohren.



Weil alles, wie ihr sämtlich wißt,
 Was in der Welt vorhanden ist,
 Von jeher gut gewesen,
 Hat er davon zu jeder Frist
 Die Nacht sich auserlesen

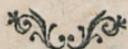
Drum schwebet ächte Finsternis.
 Euch schönen Geistern zum Verdries,
 Daß über seinem Haupte;
 Wie sie sich einst beim Chaos wies,
 Und keinen Stral erlaubte.

Kein Feuer schwellt das stille Blut,
 Das sanft in seinen Adern ruht
 Von keiner Macht erhizzet.
 Salz ist sein Geist und für ihn gut,
 Weils ihn vor Fäulnis schüzzet.

Freund, wunderts dich, wenn er nicht Wiß,
 Nicht des Verstandes edlen Siß,
 Nicht Gaben in dir siehet?
 Wenn deines Geistes heller Bliß
 Sich seinem Aug' entziehet?

Als einst, der Dinge große Schaar
 Die schöpfende Natur gebahr,
 So hat sie mit dem Leben
 Gestalt und Stimme sonnenklar
 Zum Merkmal beigegeben.

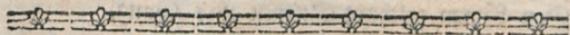
Den



Den Löwen zeichnet Stimm und Gang,
Die Nachtigallen der Gesang,
Die Wölfe das Geheule.
Und durch den trauervollen Klang
Verkündigt sich die Cule.

Dich wundert, Freund, daß Duns mit Hohn,
Als säß er auf dem Richterthron,
Verdienste kann entehren?
Er muß ja doch durch seinen Ton,
Das, was er sey, uns lehren. —





Ueber das Profelytenmachen einiger katholischen Missionarien.

So edel, so ehrwürdig, und uneigennützig die Religion ist, so wenig haben sich doch die Menschen von jeher gescheuet, einen verwerflichen Gebrauch davon zu machen. Unter allen Religionen ist unstreitig die christliche, wenn wir auch ganz unpartheiisch reden wollen, unwidersprechlich die heiligste und beste. Aber dennoch hat sich die menschliche Berwegenheit auch zum Mißbrauch derselben verleiten lassen. Christus wurde, schon zu der Apostel Zeiten, von Manchen aus sehr verschiedenen Absichten verkündigt; die Regenten haben sie nicht selten zu Staatsabsichten, die Priester um Reichthum und Ehre zu erwerben, und die Bösewichter zum Deckmantel ihrer Ruchlosigkeit angewendet. Es ist, leider, — nur allzuwohl aus der Kirchengeschichte bekannt, daß die Größe der weltlich gesinneten Geistlichkeit meist auf diesem schändlichen Mißbrauche beruhe. Selbst die Bemühung, die noch vorhandenen Heiden zu bekehren, ist nicht selten eine verfälschte Tugend. Wenn man die Zahl der neuen Christen erwägt, welche eine gewisse Kirche gemacht hat, so geräth man in Verwunderung; wenn uns
aber

aber hie und da über die Beschaffenheit der Bekehrungsart ein näheres Licht aufgeht, so verwandelt sich unsre Verwunderung nicht selten in Unwillen.

Manche christliche Partheien vertrieben den Aberglauben des Heidenthums, und setzten christliche Ungereimtheiten an dessen Stelle. Wo man vorher den Götzen diente, setzet man die Bildnisse der Heiligen hin, oder was man sonst zum Schaden und Entehrung der Religion und des Menschenverstandes, für Götzen aufstellen mag, und lehret die, welche Gott nun im Geiß und in der Wahrheit anbeten solten, vor diesen niederzufallen und neue Abgötterei zu begehen. Der bisherige Wilde hatte gewissen Dingen eine geheime Kraft zugeschrieben und Zauberei mit allem, was unterm Himmel ist, getrieben. So empfiehlt man ihm eben so das Weihwasser und die heiligen Reliquien, und dergleichen gegen Krankheiten und allerlei Uebel. Die Vernunft, dieses edle Geschenk des Himmels, war bisher unterdrückt und geschändet worden, und der leichtgläubige Wilde ließ sich von listigen Priestern tyrannisiren, denen er eine Untrüglichkeit zugeschrieben hatte. Die Religion Jesu soll den Verstand des Menschen aufklären, und die Werke des Teufels, worunter hauptsächlich die Unwissenheit mit begriffen ist, zerstören; Aber
diese



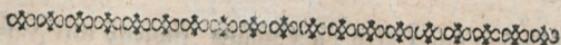
diese Diener des Glaubens Jesu bürden den
 Neubekehrten die abscheulichsten Pöffen und bes-
 lächenswürdigsten Narrheiten auf. Ihr Prie-
 ster soll auch hier für alle denken, so wie er für
 alle trinkt. Genug, sagen sie, wenn ihr glaubt,
 was die Kirche glaubt. Ja freilich! Sie mö-
 gen nun wissen, was die Kirche weiß, oder
 nicht, so glauben sie's doch. O Ehre des Men-
 schenverstandes, o Geist des Stifters unserer
 heiligsten und freiwilligsten Religion, wenn
 wirst du völlig wiederkehren?

Zweitens sieht man es nur allzu deutlich,
 daß es ihnen nur um die Wolle des
 Schäfgen, und nicht um seine Weide zu
 thun ist. Sie erweitern die Gränzen der
 Gerichtsbarkeit und der Einkünfte ihrer Sekte
 und handeln die Schätze des neuen Landes listig
 ein, oder wie man noch sonst zu etwas kommen
 kann, errichten sich bürgerliche Pflanzstädte,
 und legen den Einwohnern ein bürgerliches Joch
 auf. Was haben die Jesuiten endlich aus Pa-
 ragai gemacht? Man will es von einigen spa-
 nischen und portugiesischen Jesuiten wissen, daß
 sie an ihren Schuhen starke, hohle eiserne Ab-
 sätze gehabt hätten, worin sie die gesammelten
 Diamanten verborgen. Einst gaben sie ihrem
 General hiervon die schuldige Nachricht, und
 schrieben auf eine sehr andächtige und christliche
 Weise:



Weise: wir treten die Schätze Indiens mit Füß-
fen. Daß viele es mit dem Reiche Christi nicht
ehrlich meinen, ergiebt sich auch aus dem Leicht-
sinn, womit sie bei dieser so wichtigen Sache
verfahren. Man will wissen, die Jesuiten hät-
ten in Ostindien viele getauft, denen sie im Vor-
beigehn von hinten zu Wasser auf den Rücken
gespritzt, und die Taufformel heimlich dazu aus-
gesprochen haben sollen. Ein anderer Jesuit,
der in Amerika bekehrte, beschwert sich, in ei-
nem Briefe, ausnehmend über die Dummheit der
Neger, und daß man ihnen gar nichts von der
christlichen Religion beibringen könne. Er
meint aber, ein Missionar könnte sie doch mit
gutem Gewissen taufen, wenn er sich nur an
die Worte im 36 Psalm erinnere; *Homines
et jumenta saluabis Domine!*





De seruis Romanorum eruditis.

Seruorum apud veteres Graecos Romanosque adeo indigna humanitate et misera conditio erat, vt ne quidem in personis, sed in rebus tantum numerarentur. Ideo nec honorem vllum capessere, sed ne proprii quidem aliquid habere licebat. Quidquid enim, vel opera sua vel haereditate aliqua, assecuti erant, id omne in domini rem cedebat; ne liberis quidem, in seruitute procreatis, exceptis. Summa in hos dominorum seueritas, ne dicam immanitas, non solum impunis, sed legibus etiam concessa, ita, vt non tantum omnis acerrimae castigationis licentia flagellorum et ergastulorum esset, sed etiam jus necis.

Tamen non omnium ita tristis fors seruorum, nec inter omnes. Quin adeo liberaliori quodam modo nonnulli sunt a dominis excepti et habiti. Inter quos praecipue eorum tolerabilis, immo nonnumquam laeta etiam conditio, qui aut arte aliqua aut doctrina dominum aut eius liberos iuuare poterant. Pleraque enim artium et doctrinae seruorum erant propria, vtpote plurimis ingenuorum inter Graecos Romanosque belli et reipublicae administrationi deditis et in omni scientiae genere rudibus. In pretio itaque



que dominis erant illi serui, quos non tantum arte aliqua jam excultos in potestatem acceperant, sed in vniuersum etiam, si liberale et excellens in iis animaduertent ingenium. Quod instituendum formandumque aliis tradere vel pecunia data solebant. Horum igitur melioris conditionis seruorum nonnulli erant, vel perit rationis aedificiorum, id est architecti, et mathematici, vel nauigationis et mercaturae, vel ruris et villarum praefecti, vel musici et cantores etc. Doctorum in primis erat, aut liberos dominorum humanioribus litteris et artibus erudire moresque formare, qui paedagogorum nomine dicuntur; aut praelegere domino scriptum aliquod vel doctrinae vel aurium voluptatis causa, qui lectores appellantur; vel scribere aut literas aut libros, qui sunt librarii; quorum opera multum lucri domino ex mercatura etiam libraria redire solebat. Paedagogis aliquando etiam concessum, ut castigationibus adeo et verberibus puerorum coercerent petulantiam.

Neque hi solum priuatim, sed etiam nonnumquam publice docebant. Libertate enim obmerita in dominos donati scholas habere et multorum studiis, iuuenum praesertim nobilium, praecire coeperunt. Quorum qui linguae et antiquorum scriptis explicandis se dederunt, Grammatici; qui orationis facultati excolendae, Rhetores,

P

tores,



tores, qui philosophiae vacarunt, Philosophi sunt dicti. Trium enim horum generum occurrunt serui olim eruditi. Quorum e numero Liuius Andronicus, scriptorum Romanorum primus, qui post institutos praeclare Consulis Liuii Salinatoris filios, ab eo manu non solum missus, sed etiam imposito nomine in familiam adeo, seu gentem, adscitus. Ita et Laberius Hieras feruus Brutum et Cassium aliosque educauit, multique alii, quorum Suetonius mentionem iniecit, ex seruis doctores nobiles. Inter quos Oracilium Pilitum rhetorem non seruiisse modo, sed et ostiarium veteri more in catena fuisse, Suetonius tradit. De philosophis tandem ne dubites seruis, illustrissimum Phaedonem vnum adducemus, de quo Gellius in noctibus: Phaedon Elidenis ex cohorte illa Socratica fuit Socraticus et Platoni familiaris. Ejus nomini Plato illum librum diuinum de immortalitate animi dedit. Is Phaedon seruus fuit, forma atque ingenio liberali. — — Eum Cebes Socraticus, hortante Socrate, emisse dicitur habuisseque in philosophiae disciplinis. Atque is postea philosophus illustris fuit, sermonesque ejus de Socrate admodum elegantes leguntur. Alii non pauci serui fuerunt, qui post philosophi clari extiterunt.

Bon

~~~~~

## Von den gelehrten Wettstreiten der Alten.

Meine Herren!

Die Alten, besonders die Griechen, suchten jede Fertigkeit des Leibes und jede Vollkommenheit des Geistes durch die große Triebfeder, die Ehrbegierde zu befördern und zu erhöhen. Aus diesem Grunde war die Ehre und der Beifall des Volks, bei erlangten Vorzügen dieser Art, nicht nur ungemein groß, sondern man machte auch diese Sache und deren Beförderung zur Sache des Staats. Nimmermehr würde Griechenland solche glänzende Helden, solche, in den Werken des Geistes große Männer aufstellen können, wann nicht die Racheiferung, die durch die Belohnung der Verdienste angefeuert worden, jeden Bürger zum Wettseifer aufgemuntert hätte. Zu diesem Ende hatten sie weißlich die sogenannten öffentlichen Spiele, oder die ruhmvollen Wettstreite in körperlichen Vollkommenheiten, angeordnet.

Allein dieses öffentliche Augenmerk auf Talente gieng nicht bloß auf die Fertigkeiten und Vorzüge des Leibes, sondern auch des Geistes.



Ich habe mir dahero vorgenommen, von den gelehrten Wettstreiten der Alten, die nicht so bekante sind, als die körperlichen, einige Gedanken vorzubringen und mir ihr geneigtes Gehör dazu, meine Herren, auf das ehverbietigste auszubitten.

Die Künstler aller Arten, Maler, Sänger &c. hauptsächlich aber die Dichter, Redner und Geschichtschreiber wagten sich miteinander in solche Kämpfe des Geistes. Die Gelegenheiten, wobei dieses geschah, waren entweder allgemeinerer Veranlassungen und Zufälle, oder Feste, Leichenbegängnisse &c. und überhaupt große Versammlungen des Volks. Unter die letzteren gehören hauptsächlich die öffentlichen Spiele. Hier machten nicht nur Gelehrten und Künstler die Werke ihres Verstandes dem unzählig, aus allen Nationen versammelten Volke bekannt, sondern erhielten auch von den Vorstehern derselben den richterlichen Ausspruch und ihre Belohnung. Da dies in den Augen der glänzendsten Versammlung, die man sich nur immer denken kann, geschah, so war der Beifall freilich außerordentlich beträchtlich und der Ruhm des gekrönten Siegers durchlief also in dem Augenblick die ganze Nation und die entlegensten Länder. Es ist nöthig, daß ich dieses mit einigen Zeugnissen der Geschichte bestätige. Gorgias, sagt Pausanias, zeigte die Größe seiner Beredsamkeit

samkeit in den olympischen Spielen. Herodot  
 hat eben daselbst seine neun Bücher der Geschichte  
 vorgelesen und sie so niedlich deklamirt, daß,  
 wie Luzian meldet, man diese neun Bücher mit  
 dem Namen der neun Musen belegte, und Thu-  
 cydides, wie Suidas berichtet, der als ein  
 Knabe zugehört, vor Freunden und Nachah-  
 mungseifer heiße Thränen vergoß; worüber  
 Herodot dessen Vater Dlorus schon zum voraus  
 Glück wünschte. Helian, in seiner Anekdoten-  
 sammlung, meldet, daß Xenokles und Euris-  
 pides sich in einen Wettkampf im Schauspiel  
 eingelassen und ersterer sehr den kürzern gezogen  
 habe. So hat Aristophan, wegen seinen Wol-  
 fen, vor andern Schauspielern den Preis von  
 der Obrigkeit erhalten, und Plato bei dem Bac-  
 chusfeste den Richtern Tragödien übergeben, die  
 sich mit anderer Arbeiten messen sollten. Eben  
 so gewann die Dichterin Korinna dem Pindar  
 fünfmal den Vorzug ab, und Hesiod erzählt  
 selbst, wie er bei dem Leichenbegängnisse des  
 Amphidamas, Königs von Eubda, nach Chal-  
 cis gereiset und den Dreifus, so er daselbst im  
 Wettgesang erhalten, den Musen auf dem Berge  
 Helikon geopfert habe. Die Gemalin des Kö-  
 nigs Mausolus errichtete demselben nicht nur  
 das prächtige Mausoleum, sondern lud auch  
 durch eine ansehnliche Summe Gelds und an-  
 dre Ehrenbezeugungen die Redner zu einem

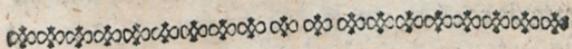


Wettstreit ein, wer ihrem verstorbenen König die beste Lobrede halten würde. Theopomp, Theodekt, Naukrit, und, wie einige wollen, selbst Isokrat fanden sich dabei ein, und Theopomp erhielt mit allgemeinem Beifall den Preis. Die Römer nahmen endlich, doch nicht in den Zeiten der freien Republik, auch hierinn die griechische Verfassung an, und vereinigten gelehrte Wettstreite mit den Schauspielen körperlicher Fertigkeiten. Die Kaiser Kaligula, Nero und Domizian sind uns wegen dieser Einführung hauptsächlich bekannt. Nero, sagt Sueton, (Cap. XII.) orationis carminisque latini coronam, de qua honestissimus quisque in ludis contenderat, ipsorum concessu sibi recepit. Und vom Domizian eben dasselbe: Certamen Ioui triplex, musicum, equestre, gymnium. Certabant et prosa oratione graece Latineque. Das Auffallendste hiervon ist, was er vom Kaligula berichtet, daß er zu Lyon in Gallien, bei dem Altar des Augustus Wettstreiten in der griechischen und lateinischen Beredsamkeit angeordnet, wo die Besiegten nicht nur den Siegern Belohnungen ertheilen, sondern auch sogar ihr Lob beschreiben mußten. Die am allerschlechtesten bestunden, mußten mit einem Schwamm, oder der Zunge, ihre Schriften auslöschen; oder wurden mit Ruthen gezüchtigt und ins Wasser getaucht.

Das



Das sah nun freilich nicht mehr nach griechischer freier Feinheit aus; doch wäre diese Einrichtung immer wohl noch brauchbar. Wenigstens würde es eine neue Quelle des Gewerbs und des Absatzes eröffnen und den Handel mit Schwämmen zu einem der ansehnlichsten im Lande machen.



## Von den Mienen.

Meine Herren!

Die Natur hat uns, wie bekannt, so gebildet, daß sich merkliche Regungen unsers Herzens durch unsere Mienen und Geberden an den Tag legen. So wenig als wir von selbst und natürlicherweise darauf bedacht sind, sie hervorzubringen und dadurch die Empfindungen unsers Innersten anzudeuten, so wenig steht es leichtlich in unserer Gewalt, sie zurückzuhalten. Das Wohlgefallen, die Liebe, die Freude, der Unwille, der Schmerz, der Haß, und so weiter, malen sich auf unserm Gesicht ab, ohne daß wir es denken oder wollen. Es ist zwar an dem, daß es Heuchler giebt, die es in der Verstellungskunst so weit gebracht haben, daß sie das, was eigentlich in ihren Herzen vorgehet, sehr



künstlich zu verbergen und andere Geberden an jener Stelle zu setzen wissen. Allein, so wie dieses sehr vielen Zwang und lange Mühe kostet, so ist es gleichwohl an dem, daß sie nicht allemal glücklich darin sind, und daß sie sich entweder in dem Falle, wo sie heucheln wollen, sich durch ihre Mienen, wenn man genau acht giebt, verrathen, sondern auch überhaupt hie und da durch dieselben eine Blöße geben.

Auf die Mienen seine Aufmerksamkeit richten, kann einen vielfachen Nutzen haben. Denn durch die Bekanntschaft mit denselben lernen wir nicht nur die Menschen vorläufig und oft richtiger, als aus allem, was sie sagen oder thun, beurtheilen, sondern wir können auch aus ihnen Bewegungsgründe zum tugendhaften und vernünftigen Betragen hernehmen. Der Mensch gefällt am meisten in seiner natürlichen Gestalt und bei ruhiger Seele. Hefige Leidenschaften und Laster, welche unser Herz entflammen, entstellen den Menschen außerordentlich und machen seine, den Engeln von Natur gleiche Gestalt, zum schrecklichsten Scheusal. Wann ein Zorniger seine wütende Geberden im Spiegel beschaute, müßte er nicht alles Gefühl seiner eignen Würde verlohren haben, wenn er sich nicht dieser Verunstaltung eines der schönsten und lieblichsten Geschöpfe Gottes, des Men-



Menschen, schämen und der Wuth seines Herzens Einhalt thun wollte? Unsere Geberden verrathen unsere Gesinnung. Man will sich aber doch nicht gern als einen schlechten Menschen der Welt durch seine Mienen bloßgeben. Was ist zu thun? Die Verstellungskunst schützt uns nicht allemahl gegen den Verdacht und wir verrathen uns doch zuweilen, werden entdeckt, verachtet, verabscheuet. Was ist zu thun? der kürzeste Weg ist, man bespre sein Herz und lerne im Grunde tugendhaft seyn; so werden wir unsre Mienen nicht zu fürchten haben. Ruhig und unbesorgt werden wir die geheimsten Triebe unserer Seele Jedermann auf unserm Gesichte lesen lassen können, und wohl gelitten und geliebt seyn.



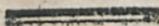


## Bernünftige Wünsche.

**N**icht der stolze Held ist beneidenswerth, der nach dem Gespenst der eiteln Ehre schmachtet und sie auf dem blutigen Schlachtfeld suchet; nicht der weichliche Verschwender, der Tage und Nächte lang sinnet, wie er mit den köstlichsten Weinen und unter fernen Himmelsstrichen erhandelten Lekturbissen den lusternen, aber kaum mehr fühlenden Gaum vorgnügen und mit königlicher Pracht seine entnerbten Glieder zieret müge; nicht der Geizhals, der auf eisernen Kästen schlaflos sich ängstiget und vor jedem leisen Geräusch erzittert. Mir gebe der Himmel, den ich zufrieden ehre, und der, wie ich weiß, gnädig auf mich herab blickt, einen gesunden Leib, und in ihm eine gesunde Seele; ein Herz, das die unschuldigen Freuden der Natur entzückt fühlen, und an ihrem süßen Gemusse sich begnügen kann; ein Herz, das nie von schrecklichen Leidenschaften durchwühlet und gepeiniget wird; das kein Bewusstseyn verübter, oder gestatteter Missethaten martert, und ohne Grausen in das schwärzeste Gewölk hineinblicken kann, wenn gleich Blitze aus ihm hervorgeschleudert werden. Dann wird es mir auch nicht an edlen Sterblichen fehlen, denen ich mich in freundschaftliche Arme



Arme werfe, und mit ihnen das Glück des Lebens doppelt fühlen und das Traurige besser ertragen lerne. Laß, o Gott, mein Verdienst um andere, wenn ich es habe, meine Unschuld wenigstens nicht verkannt werden. Das ist die Kränkung, die selbst der Tugendhafteste am schwersten überwindet. Doch — willst du es nicht, verbirgst du dich einige Zeit — es sey! — Laßt immerhin das geehrte Laster stolz thun; Ich mag dennoch den Schimmer des Bösewichts nicht, der ihn nur brandmarkt. Endlich sieget die Tugend, und selbst verworfene Missethäter ehren sie zuletzt im geheimsten Bewußtseyn des Herzens, oder bekennen gar mit beschämten Antlitz ihren unsterblichen Ruhm. Verleihest du mir noch, gütiger Himmel, das Labsal, das aus des Geistes wißbegierigen Anstrengungen hervorquillt, lässest du Künste mein Auge erhel- len, und Wissenschaften mich über das Loos der Sterblichen erheben; tönt am Abend eines wohl- durchlebten Tages mein Saitenspiel mir stille Harmonien ins Ohr und ruhiges Gefühl ins Herz, dann sinke ich, o Schöpfer, wie in die Arme des sanften Schlummers, so ins Meer deiner allbelebenden Seligkeit.





So groß der Menschen Erkenntnis ist,  
so findet sie doch, besonders bei Gott,  
ihre Schranken.

Vom Staube, der im Lüftgen schwebt,  
Bis zu der Sterne größtem,  
Vom Wurme, der im Grase lebt,  
Bis zu der Thiere Bestem  
Schaut Gottes Sonne, auf der langen Bahn,  
Nichts herrlicheres, als Menschen, an.

Der Menschenseele schneller Schwung  
Steigt zu den fernsten Höhen,  
Und kann, sich zur Befriedigung,  
Die tiefsten Gründe sehen.  
Sie folgt dem weiten Gang der Sonne nach,  
Weissaget Finsternis und Tag;

Und wägt der Welten schwere Last,  
Und zält der Dinge Schaaren  
Ihr furchtbares Gedächtnis fast  
Den Raum von tausend Jahren  
Und drüber; Nennet der grossen Männer That,  
Die längst das Grab vernichtet hat.

Allein



Allein so sehr dies Wissen glänzt,  
So findet es doch Schranken,  
Ein undurchdringliches Dunkel gränzt  
An sterbliche Gedanken,  
Das stets, so sehr sich unser Geist bemüht,  
Um unsern Blick den Schleier zieht.

Oft muß die hoherfahrne Kunst  
Sich vor dem Gräßgen neigen,  
Bekennen, Menschenwizz sey Dunst,  
Erstaunen -- und -- denn schweigen.  
Zur Werkstatt der ursprünglichen Natur  
Führt unsern Fußtritt keine Spur.

Geheimnis ist, was obenher,  
Was unten uns, umschwebet,  
Was in der Luft, was in dem Meer,  
Was auf den Fluren lebet.  
Wir athmeten und fühlten's öfters gar,  
Was völlig unbegreiflich war.

Wie thbrigt, daß der Mensch beginnt,  
Die Gottheit zu ergründen!  
Er, der am Irdischen noch sinnt,  
Will Tiefen Gottes finden?  
Der Wurm will unbegränzte Welten schau'n,  
Und Spinnen einen Erdball bau'n?

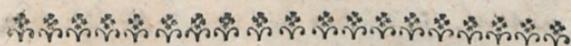
Zurück.



Zurück, Berwegener, und flich!  
Um Gottes Tempel wachen  
Der Blitze Schaaren; fürchte sie,  
Eh noch die Donner krachen.  
Gott spricht: sey weise, Mensch, und kenne dich!  
Sey, was du sollst! — und ehre mich!



Einige



## Einige Denkmäler der alten teutschen Stärke.

Ein auszeichnender Charakter der Teutschen ist die Tapferkeit. Diese rühmliche Eigenschaft hat ihren Grund zum Theil in der Leibesstärke dieser Nation, worinnen sie fast allen Völkern vorgehet. Bis jetzt noch behaupten wir so ziemlich diesen Vorzug; aber wir besitzen ihn nicht mehr in dem Grade, wie unsere Vorfahren. Die alten Teutschen, in den Zeiten der römischen Einfälle, giengen mit Keulen auf die Auerochsenjagd und erlegten sie damit. Welche Leibesstärke setzt dies voraus! Noch in den sogenannten mittleren Zeiten besaßen die Teutschen eine ungemeyne Leibesstärke. Man kann es allein daraus schließen, wenn man die alten Harnische, Schwerdter, und übrigen Gewehre ansieht. Unsere Körper sind kaum im Stande, die Hälfte einer solchen Rüstung zu heben. Wie stark muß der Mann gewesen seyn, der in einer solchen völligen Rüstung sich mit Leichtigkeit aufs Pferd schwingen, mit einer Schnelligkeit wieder herabsetzen, sich bewegen und fechten konnte! Wenn uns nicht diese richtigen Schlüsse und einige historische, gar nicht verdächtige Zeugnisse die Sache wahrscheinlich mach-



machten, so würden wir manche Erzählungen hierüber für wahrhaftige Mährgen halten. Nizetas Choniates, ein griechischer Geschichtschreiber erzählt, daß ein Teutscher, der mit dem Kaiser Friedrich dem I. im Jahr 1190. nach Asien gezogen war, eines Tages von seinem Pferde abgestiegen sey, um ihm von der Last seiner Rüstung eine Strecke Wegs hindurch Erleichterung zu verschaffen. Ein türkischer Reuter sprengt auf ihn zu, und glaubt, ihn in dieser Stellung sicher zu erlegen. Der Teutsche fasset sein Schlachtschwert (diese Schwerdter waren gemeinlich zwei Ellen und noch drüber lang) haut des Türken Pferde die beiden Vorderfüsse ab, der Türke kommt auf die Erde und ein zweiter Hieb spaltet ihn vom Kopf bis auf den Unterleib in zwei Theile. Sollte ein griechischer Schriftsteller, ein Grieche, der, wie seine ganze Nation, den Teutschen gehässig war, weil sie derselben Eroberungen in Palästina, wie überhaupt alle Kreuzzüge, nicht ohne Grund, mit neidischen oder furchtsamen Augen ansehen, sollte, sage ich, ein griechischer Schriftsteller dies zur Ehre eines Teutschen erdichten?

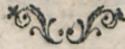
Das Chronikon von Jerusalem erzählt von einem Teutschen, Namens Wicker, welcher mit Gottfried von Bouillon, im Jahre 1096, nach Palästina gezogen war, daß er, in einem  
Zwei-



Zweikampf auf der Brücke zu Antiochia einen  
Türken in seinem Harnisch, mitten durch von  
einander gehauen, und zu einer andern Zeit ei-  
nem Löwen, der sein Pferd auf der Weide bei  
Joppe angefallen, den Kopf gespalten und ihn  
erlegt habe. Die Kraft, welche einen gepanz-  
erten Mann theilen konnte, sollte doch wohl  
den Hirnschädel eines Löwen, zumal in einer  
glücklichen Stellung durchdringen können? In  
der Geschichte der ältern Kriege wird uns ge-  
meldet, daß es sehr gewöhnlich gewesen, sein  
Schlachtschwert, welches, wie bekannt, ei-  
nen sehr langen Griff hatte, mit beiden Hän-  
den zu fassen, und den geharnischten Feind bis  
auf den Sattelknopf mitten durchzuhauen.







firi, Auditores, iudicii acumini diffidere me existimetis.

Pleraque autem, ut ad rem accedam, hominibus nota esse et iudicata ex rei cuiusque euentu, non solum negari omnino non potest, sed etiam ipse lubentissime concedo et largior. Quam exigua enim et angusta admodum nostra esset de rebus, quae sunt vel fiunt, cognitio, nisi ex euentu, id est, ex eo, quod ex quaque re nascitur, et signis quasi, de ignotis coniceremus? Proventus agrorum soli indolem ac naturam, fructus, in qua terra nati sint, arborem, medicinae rationem usus et experientia docuit et illustravit. Animalium vero, quae sint utilia hominum generi et frugifera, quaeque noxia, quale eis insit diuinitus concessum ingenium et cupiditas aut sollertia, ex factis discimus. Quod cum extra omnem dubitationem sit positum, nec interdum, sed saepissime, homines ex eo, quid de quaque re statuendum sit, iudicent, fieri aliter non potest, quin in plerisque, ne dicam in omnibus, ea ratione iudicii nostri sententia dirigatur. In quo tamen, ut diximus, maxime diligenterque cauendum est, ne subinde, hac rerum et iudicii similitudine decepti, falsum pro vero nonnunquam arripiamus.

Duo autem, ut hoc vitemus, sedulo tenenda sunt. Quorum alterum in eo est, ne ex



euentu res dijudicemus, nisi quae cum re, dum gereretur, conjuncta et sociata quasi fuerint, omnia, eaque vere, cognouerimus; deinde, vt fortuita casus, qui nec prouideri, ideoque nec praecaueri, aut omnino sciri, aut aliqua ex parte non potuerit, plane discernamus a rei ipsius, quae gesta est, dijudicandae conditione et natura. Atque in unaquaque adeo re intelligendum illud est, vt de iis verissime et plane, quae illi conjuncta fuerint, cum euentus ostenderetur, perspectum habeamus. Minima enim, quae accidunt, rem et facti rationem mutant; vbi, si de causis sententiam sis laturus, complectenda animo et comparanda sunt inter sese omnia, quae vel ex toto, vel ex aliqua, licet minima, parte rem aliam, ac expectares, effecerunt. Nec in doctrina et arte quacunq; hoc animaduertendum est, quam quod maxime; sed in vita etiam hominum communi atque vulgari. Viri praesertim, (vt omittamus, quae ad doctrinam potius spectant,) in pace, bello, negotio denique quouis principes, qui aut consilio aut opera rei alicui praesunt, hac imperita iudicandi ratione aut nimis gloria extolli, aut immerita rursus inuidia opprimi solent, nisi, quid de ipsorum vel vitiis vel virtutibus ex veris causis statuendum sit, aequum iudicium perpenderit. Multa enim sunt, quae rem aut adiuuant aut impediunt, aut denique mutant. *Studia hominum varia et in-*



constantia, tempus, locus, consuetudo, nouitas, insolentia; Gloriam cupiditas, lucrum, damna aliquorum, inuidia, simultates, inimicitiae, conjurationes; acrior denique et quasi occulta vis, quae mundum regere et tacitis gubernare auspiciis ignota videtur, et innumera alia, quae vniuersa enarrantem tempus et spiritus deficiet, quaequae ante rem gestam, cum gereretur et post, quam est gesta, affuere; accurate sunt omnia, consideranda, si, quid de eorum aut meritis aut vitiis statuendum sit, qui in re aliqua occupati fuerunt, iudicare contendimus. Neque in his ea tantum sunt expendenda, quae sciri antea possunt et veri sunt similia; sed etiam vel maxime ea, quae casus, quem ajunt, obtulerit. Cujus cum nec vlla antea sit cognitio, cautio adhiberi nullo modo potest. Ideoque nec laude fraudandus is, qui caetera praecclare, in hoc infelix; sed etiam ne detrahendum quidem aliquid ejus, quam meruit, gloriae. Exemplorum nobis, Auditores, lumina persuadebunt, si haec, quae subtilius in genere sunt disputata, animum non mouerunt. Fingite vobis atque mente contemplantini duo imperatores, rei militaris scientia instructissimos, animi robore munitissimos, acres ingenii lumine, paratos in periculis, et ad quamlibet, etiam subitam, necessitatem promptos et intrepidus. Concedite huic exercitum tyrannem, ignauum, seditionis,



tiosum, luxuria et mollitie diffluentem, illi vero strenuum, veteranum, armis assuetum, gloriae patriaeque bene cupientem; Quid? alterne vincet, alter vero victi sustinebit ignominiam? Cum tamen in utroque eadem vere laudandae sint, si verum sequimur, virtutes? Quod si porro casus temeritatem addas, temporis, loci, valetudinis, opportunitatis, importunitatis, et quae sunt ejus generis, damna vel auxilia, nonne aduersa his de causis usum fortuna iudicii nostri, ex euentu pendentis, temeritas iniuste contemnet et laude merita fraudabit? et, qui minoris, si ad proprias virtutes spectes, habendus foret, fortuna aridente temeraria, immeritis in coelum tolletur laudibus? Nec ego dubito affirmare, quin multi, in rerum gestarum memoria clari ac nobiles aut etiam laborantes fama viri, alio a nobis loco ponerentur, si, quae tempora, loca et casus illis adjecerint, recte pendere aut vellemus aut valeremus. Hannibalem, quia victus tandem est, vulgi opinio minorem Romanis iudicauit ducibus; at major illis dubio procul est, si verum spectes, censendus. Is enim dux nec adeo peruicacis exercitus ac Romani; armis et iustae pugnae non maximam partem assueti; ex pluribus, non solum lingua sed etiam moribus, ingeniis, studiis inter se diuersissimis gentibus collecti; seditiosi; pro aris ac fœris non, vt Romani, pugnantis.

Adde,



Adde, quod inuidia domestica factionis Hannonianae non solum inuidia re bene gesta premeretur Hannibal, sed etiam criminationibus prope quotidianis in suspiciones grauissimas apud cines adduceretur. Ex quo factum est, vt non solum patriae opibus, pecunia, militibus, vestimentis, armis suppeditandis, non ita adiuuaretur, vt dignum ac necesse fuerat, sed etiam vltro liuore impediretur malignorum. Hic tamen imperator Romanos, a multis saeculis bellatores, armorum peritos, et quidem ista tempestate peritissimos, vnanimes, extrema timentes pro imperii gloria, cuius tenacissimi omnium erant, pro aris, pro conjugibus ac liberis pugnantes, in sua ipsorum terra omnibus copiis et commoditatibus affluentes, quater ingenti clade prostrauit. Dubitare itaque non possumus, cui, licet Romanis tandem victoria cesserit, palmam tribuamus. Multi post Augustum Caesares, qui Romanorum imperio praefuere, multi ante et post Carolum magnum Francorum, multi ante et post Henricos et Ottones Germanorum reges maximis ornati fuerunt imperii virtutibus, nec tamen ob res suas gestas gloriam sunt assecuti ingentem. Quin adeo posteritatis, memoria, vt suorum temporum error, contentim eos habere coepit, quod euentus et fortuna successum et gloriam eis negauit. Suorum enim vel inscitia, vel ignauia, vel tempo-



rum in vniuersum malignitate obruti et debilitati, cui apti erant, negotium perficere non poterunt. Cum enim luxuria populi vires et mollitie deficiunt militum animi, optimus et strenuissimus dux infelix bellum sustinebit; Cum inuidia ciues fere omnes et factionibus sceleribusque se invicem lacerant, otium et pacis statum ornare suo aevo nequit regnandi peritissimus; Cum denique superstitionis omnis generis praua studia inuerecundusque feruor mentes hominum occaecat oculosque fascinat, omnium sapientissimus salubria nequicquam inhibet consilia. Atqui sequioribus Romani imperii saeculis Romanorum inter Romanos maxima penuria; homines perdit, voluptatumque et, quo aluntur, lucri sordidi studiosissimi; seditiosi, facinorosi et ad verum decus petendum ignaui; Milites non bellatores sed latrones, et, quod robora exercitus essent, ab exteris gentibus petenda; quorum vero, praeter ferociam et stipendii incitamenta, nec virtus nec in patriam amor poterat enitere. Adde superstitionis infausta studia, monasteriorum claustris latentes et otio enectos tot millia ciuium, quorum vel in bello vel in pace opera indigebat resp.; adde Francorum regum inopiam ex nimis exiguo reditu, nobilium factiones et impotentiam, clericorumque praepostere quaesitam dignitatem sustentatamque; adde Germanorum illis saeculis

bar-



barbariem, Romani pontificis semina discordiae, quibus procerum vel excitata vel aucta in reges inuidia: nec dubitabis, quin multi horum, insigni laude, ob virtutes et merita, condecorandi, fortuna autem vsi aduersa, principes inmerito aut obliuione omnium aut contemptu imperitorum et imprudentium opprimantur. Quorum rerum vberiora exempla afferre angusti, quibus circumscriptus sum, fines prohibent. Hoc tantum liceat, Auditores, coronidis loco adstruere. Scholarum ratio et fama simillima his, quarum magistros vulgi praeceps iudicium coeco studio aut in coelum tollere aut in magnam altitudinem deprimere consuevit, folius testimonio euentus, id est, rerum, quae oculis cernuntur nec iudicio et acumine diiudicantur. Numero enim discentium aucto vel minuto; concordia, vel saltem non in publicum elatis collegarum muneris scholastici simultatibus, aut rursus quodam dissensionibus; ex flore denique quodam rerum externarum, aut iterum humili quodam habitu, aut celebrari, aut infamari scholae solent. Quo, quid ineptius existimandum sit ego quidem ignoro; quaeque superius a me in hanc rem sunt allata, facillime poterunt cum fructu et hic adhiberi. Sed faciam jam finem dicendi, ne nimis multa dixisse videar.



den. Diese Definition ist nach den Regeln derjenigen Logik gebildet, welche aus dem menschlichen Leben gesammelt ist. Nach derselben Vorschriften sehen unzählige Beschreibungen, Lehrsätze, Aufgaben, und Grundsätze, Axiomen u. ganz anders aus, als man vermuthen sollte. Am häufigsten zeigt sich diese Verschiedenheit, um andere, sehr häufige Fälle hier zu übergehen, in der sitzlichen Welt und der Beurtheilung, der Charaktere und Handlungen. Hier sieht, oder nennt, man nicht selten das Gute böß und das Böße gut; die Tugend beßimmt den Anstrich des Lasters, und das Laster der Tugend.

Ich habe mir, mit Ihrer gütigen Erlaubnis, meine Herren, vorgesezt, einige Betrachtungen über die, in der Welt so gewöhnliche, Verdrehung der Laster in Tugenden, und umgekehrt, anzustellen, welche Sie im Ganzen nicht verwerfen können, wenn Sie nicht zugleich befehlen wollen, daß sie in dieser Welt Fremdlinge sind.

Ein Erzharpy, von dem es eben so schwer hält, einen Heller herauszulocken, als das Palladium der Minerva zu stehlen; der so wenig das Mitleiden kennt, als der Tiger, wenn man ihm ein lebendes Lamm vorhält; der seinen



nen Kasten sorgfältiger bewacht, als schlaflose Vestalinnen für das heilige Feuer besorgt seyn können. Der sich nicht scheuen würde, König und Vaterland, Religion, alles zu verläugnen, so bald ihn nur von fern der reizende Goldpfennig anlacht, — dieser Geizige, wofür hält er sich? Für ein Unthier? Sehr geirrt! Für einen Stillen im Lande, der die Güter dieser Welt besäße, als besäße er sie nicht; der sie gebrauchte, daß er sie nicht misbrauche; der, als ein treuer Haushalter über das von Gott vertraute Pfund, weißlich wuchert, und daher auch künftig die lieben Worte zu hören glaubt: Du frommer und getreuer Knecht! Der Scheinheilige, der auf der Zunge die andächtigsten Senfzer und unter derselben, wie die Schlangen, Gift hat, welches er auf Redliche spritzen will, sobald sie seinem Stolze nicht frönen, oder das Gewebe seiner Lippen nicht anbeten mögen, was ist er? Eine getünchte Wand? Nein! Ein Engel auf Erden, ein leibhaftiges Haus Gottes, ein Kleinod des Himmels, um dessen willen allein die Welt noch nicht zu Trümmern zersplittert, oder im Rauch aufgefliegen ist. — Der Stolze, vor dessen Angesicht sich Jedern büßen müßten, wenn sie seiner Seele Befehle in den Mienen lesen könnten; der alles dem Götzen der Ehre aufopfert, und wenn es auch Menschenblut wäre; der auf Geschöpfe, die  
ein



ein gleicher Adel der Geburt ziert, so verächtlich herabsteht, wie man auf den Wurm blickt, der im Staube vor uns hinkreucht, was meinen Sie, was er ist? Eine Lusterscheinung, die, wenn sie uns am aufmerksamsten gemacht hat, in den Wind fährt und verschwindet? — Thorheit! Ein edler, ein großer Mann. Muth belebt ihn, so wie ein erhabenes Blut seine Adern schwellt. Geboren, um einer der ersten seines Zeitalters zu seyn, behauptet er seine ange messenste Würde. Kurz, ist nicht so der Verschwender freigebig, der Buhler ein Mann voll Menschlichkeit und Geschmack für das Schöne, der Grausame ein Held, der Betrüger weise, der Erzbösewicht ein seltenes Genie, das nicht jedes Jahrhundert den Sterblichen schenket, der Pedant ein großer Gelehrter, so wie der Unwissende ein Mann, der sein Hochwohl- und Hochedelgebohrnes Gehirn vor dem Schulwizze verwahret hat, u. s. w.

So täuschen wir uns selbst, indem wir uns Tugenden statt Fehler andichten und durch diesen Wahn uns beruhigen wollen; so täuschen wir auch andere, wenn wir ihr Urtheil von uns und andern bestechen wollen. Es giebt aber noch eine andre Art von Verdrehung der Begriffe von sittlichen Gegenständen, da wir nemlich den Tugenden der Laster Anstrich geben,



geben, oder die schwarze Sünde der Verläumdung. So erhält der Patriot, statt der verdienten Ehrensäulen, deswegen kränkenden Un dank zum Lohn, weil man seine Vorzüge durch Verläumdung, oder auch aus Unverstand, in einem ganz falschen Lichte betrachtet, und da Fehler oder Verbrechen sieht, wo man Tugenden bewundern und belohnen sollte. Bald ist es Ehrsucht, bald Eigennutz, bald Herrschsucht, was ihn zu den rühmlichen Unternehmungen angefeuert hat. So wird der heilsam strenge Regent für hart und bitter erklärt, der Held, der fürs Vaterland nothwendige Aufopferung verlangt, heißt ein Barbar, der Ehrliebende, der sich nicht unter die Würde, die er behaupten soll, erniedrigen will, stolz, der Menschenfreund ein Weichling, der gute Wirth ein Geizhals, der Fromme ein Heuchler. Es wäre nicht schwer, dieses durch unzählige andere Beispiele fortzusetzen: allein die Sache ist so einleuchtend und bekannt, daß ich ihre gütige Aufmerksamkeit nicht weiter dazu misbrauchen will.

Vergönnen Sie mir nur noch einige Anmerkungen über die Ursachen dieser, in der That sonderbaren Erscheinungen. Ein allgemeiner Grund dieser Verirrungen des menschlichen Verstandes ist die Eingeschränktheit unseres Geistes, der nicht alles wissen, daher nicht alles richtig beurtheilen kann, und folglich zu mancherlei Fehl-

Fehlstritten an sich aufgelegt ist. Insbesondere trifft dies hier zu, da die sittlichen Gegenstände einer gewissen Zweideutigkeit vorzüglich unterworfen sind. Die Wahrheit wirft alsdenn auf unsern Verstand die Stralen von den Gegenständen so zurück, je nachdem unser Auge auf diesem oder jenem Standpunkte ist. Manche Kennzeichen finden sich an der Oberfläche der Tugenden und Laster zugleich, und wer daher nicht tiefer eindringt, läuft Gefahr, falsch zu wählen und fehl zu greifen. Wir wollen einen Fall setzen. Ich sehe einen Sparsamen. Er versagt sich selbst manche erlaubte Vergnügungen, er isst schlecht; er kleidet sich sehr gering; er hält wenig öffentlichen Umgang; er giebt wenig, oder unbedeutende Almosen. Was ist er? Tugendhaft oder lasterhaft, der eine erklärt ihn für sparsam, der andere für geizig. Nichts kann es entscheiden als eine genaue Kenntnis seiner geheimsten Vermögensstände. Sind sie gering, erfordern es Pflichten der nöthigsten Vorsorge für die Seinigen, was wird er seyn? die Antwort ist leicht; sparsam; Ist jener Fall nicht, geizig. Aber wer kann dies sogleich beurtheilen und in seine Geheimnisse eindringen? Hier würde der Weise sein Urtheil nichts entscheiden lassen und Anstand nehmen. Aber wie viele Weisen kennen wir in der Welt? Und doch wollen wir alle urtheilen; die Unverständigen am mei-



meisten. Daher greift man so häufig fehl, weil man sich übereilt. Aus Uebereilung schreit man, der ersten besten, Parthei nach, wie beim Feuerlärm; und sind vollends Modebegriffe und Umstände wie zusammengezaubert auf einen Gegenstand, so reißt der allgemeine Strom das Publikum mit sich fort, es gerathe, wohin es wolle.

Der Eigennutz, in weitläufigsten Verstande, ist die zweite Hauptursache dieser Verdrehung der Begriffe von sittlichen Dingen. Wir Menschen haben alle einen gewissen Maasstab, wornach wir messen, einen Prüfstein, nach welchem wir das innere Gehalt beurtheilen. Dieser ist (wir wollen es uns nur immer gestehen! denn wahr ist es nun doch einmal) dieser ist, — unser Eigennutz. Nach diesem können wir nie, höchstens im äußersten Nothfall, zugeben, daß wir unrecht handeln. Da uns aber gewisse Triebe und Neigungen zu gewissen Leidenschaften, wenn sie auch gleich den Gesetzen widersprechen, fast zwingen; so müssen sie alle gut, wenigstens ganz erträglich oder gleichgültig seyn, damit wir ungestört uns ihnen überlassen können. Unser Wizz, ein Unterthan der Begierden, muß (denn wo gehorchet vor unserm Richterstuhl nicht Zeuge und Richter unsern Wünschen?) alle seine Kräfte aufbieten, unfern

fern Proceß so zu führen, daß wir losgesprochen werden, und ein weißer Schleier sich über unsere Mängel herzieht. Weil die Tugenden und Fehler wenigstens einige äussere Aehnlichkeiten haben, und die Gränzen derselben, wie im Gemählde die Gränzen, des Lichts und Schattens, hie und da in einander fallen; so greifen wir, gleich länderfüchtigen Fürsten in das Gebiet der Tugenden, und maassen uns jenen Strich Landes an, weil er Gemeinschaft mit dem unsrigen hat. Eben daher kann man erklären, warum wir auch bei andern manchmal Tugenden und Vorzüge, statt der Fehler, erblicken, wenn wir es uns entweder selbst überreden, oder andere dazu veranlassen, oder von ihnen dazu veranlasset werden. Die Laster meines Sohnes sind eigentlich keine Laster, sondern — verzeihliche Munterkeit der Jugend. Warum? Es ist ja mein Sohn. Jener Mann ist ein gründlicher Gelehrter; das versichere ich. Wenn ein Genius antwortete, so würden wir weiter hören: denn er lobt meine Gelehrsamkeit, und durch seine Ehre trage ich einen Stein zum Gebäude meines Ruhms. Die Verläumdung wird durch eben diese Locke speise gereizt und genährt. Wir suchen entweder andern etwas zunehmen, worüber wir sie beneiden und was unsern Vortheilen wirklich im Wege steht; wir glauben selbst un-

H

so



so viel vollkommener zu werden, je unvollkommener Andere neben uns erscheinen, oder man will, wenn wir das Gefühl eigener Mängel und Herabwürdigung nicht unterdrücken können, wenigstens Gesellschafter haben, die auf gleich niedrigen Stufen stehen. So findet die Verläumdung Antriebe, und auf der andern Seite Eingang. Es ist nicht einmahl nothwendig, ein sehr böshaftes und menschenfeindliches Herz dabei vorzusetzen, das dieser falschen Zeugnisse fähig wäre. Der glänzende Vortheil und Leidenschaften überraschen den Ankläger und Richter gleichmäßig. Dadurch wird die Ueber-eilung noch leichter und gefährlicher. Es sah Jemand, erzählt ein morgenländischer Dichter, einen Fuchs aus allen Kräften laufen. Warum so eilfertig? fragte er ihn. Hast du etwa ein Verbrechen begangen? Keins, erwiederte der Fuchs: mein Herz ist rein; aber ich hörte die Bedienten des Königs sagen, daß sie ein Trampelhier brauchten. Ei, was hast du denn mit einem Trampelhier gemein? versetzte der andre. Nein, freilich nicht, erwiederte der Fuchs; aber wenn mich nun einer des Königs Leuten zeigte und sagte: das ist ein Trampelhier, so würde ich erhascht und gefesselt, ohne daß man sich die Mühe gäbe, mich anzusehen. — Wie viele Beweise könnten wir



wir nicht aus der Geschichte des menschlichen Geschlechts und der grossen Männer aufstellen, wo man eben so etwas für ein Trampelhier erhascht, gefesselt und gemishandelt hat, was nichts weniger als einem Trampelhier ähnlich sah! Der Eigennutz also ist es, welcher uns über eigne und fremde Fehler die Augen schließt, und fremder Tugend Schande anzuhängen verleitet; und es ist auch hier wahr, was der grosse Verfasser der brandenburgischen Denkwürdigkeiten sagt, man irret sich allemal sicher, wenn man ausser unsern Neigungen und Herzen die Triebfedern zu unsern Handlungen suchen will. Nie würde die erhabene Dichtkunst ihren göttlichen Ursprung vergessen, ihrer Würde entsagt, nie um einen metallenen Kranz den Lorbeer vertauscht, dem Laster gefrdnet und Kronen besungen haben, welche Bösewichter trugen; nie würde sie Heiligthümer verspottet und das, was unter dem Adel der Menschheit ist, erhoben haben; nie würden Panegyristen und Schmeichler den augenscheinlich Nichtswürdigen gross genannt, den Tyrannen als einen Vater des Vaterlands, den Barbar als einen Helden gepriesen haben; nie würden die Richter über menschliche Handlungen die Unschuld dem Schwerdt überliefert und den Verbrecher freigesprochen haben; nie würden selbst die Urtheile über Geiz



stessvorzüge, wie vom Irrlicht geblendet, die Bahn der Wahrheit mit solchen gewaltigen Irrungen verlassen haben, wenn nicht Unwissenheit und Eigennutz die Augen verblendet und Herz und Mund in einer, der Natur ganz zuwiderlaufenden Dichtung, so unvermerkt als mächtig gelenket hätten.



Daß

Daß Vorzüge nicht allemal äußerliche  
Vorthelle bringen.

Ein Schauspiel für Jünglinge.

Personen:

Frommann, Fleissiger, Weltmann, Scharf,  
Dummelius, Faul, Wind.

Frommann.

Das ist schlechterdings nicht wahr.

Fleissiger. Was denn?

Fromm. Haben Sies denn nicht gehört,  
was da gesagt worden ist?

Fleiss. (verdrieslich) Hm! da ist vieles  
gesagt worden —

Fromm. Was nicht wahr ist, meinen  
Sie?

Fleiss. (hizzig) Wie? Man sollte einen  
Menschen in der Welt für gelehrt halten, der  
nichts gelernt hat? Die Leute müßten ja blind  
seyn —

R 3

(Welt



(Weltmann kommt) Fromm. und Fleiß.  
Was sagen Sie dazu, Herr Weltmann?

Weltmann. Wozu denn?

Fromm. und Fleiß. Zu dem, was eben  
da gesprochen worden —

Weltm. Alles, alles wahr! — Nur  
mehr als zu wahr! Sie kennen, merke ich, die  
Welt noch nicht.

Fromm. (ganz gefest und ernsthaft) Aber,  
im Ernste, wie wäre es, sagen Sie doch, mög-  
lich, daß man einen Menschen für fromm und  
rechtschaffen hielte, der es nicht ist?

Fleiß. Und einen Menschen für gelehrt  
und verdienstvoll, der niemals an Fleißigseyn  
gedacht hat?

Weltm. Sehen Sie einmal durch dieses  
Perspektiv. (reicht es ihm, und jener schaut)

Fromm. O! wie ungeheuer groß erscheint  
mir alles!

Weltm. Nun durch die andre Seite —

Fromm. Ach! wie klein, wie entfernt! —  
lauter Pygmaiden —

(Fleißiger nimmt das Perspektiv unterdessen  
auch in die Hand und siehet, halb zerstreut, das  
durch)

Weltm.

**Weltm.** Sehen Sie, mein lieber Frommann, solche Perspektive haben die Menschen, wenn sie urtheilen, da sehen sie groß und klein, so wie sie das Ding drehen; das Vergrößerungsglas bei eigenen Vollkommenheiten und andrer Leute Fehler, das verkleinernde aber bei fremden Tugenden und eigenen Lastern.

**Fleiss.** Das ist ja aber nur ein Gleichnis, mit dem Perspektiv —

**Weltm.** Ein Gleichnis, ja; aber ein Gleichnis, das so gewaltig passet, daß —

**Fleiss.** Hier sind Gläser, welche die Lichtstrahlen auffangen, vergrößern und verkleinern und —

**Weltm.** Und beim Urtheilen — da sitzt uns auch fast allemal eine Brille auf der Nase, die ist —

**Fromm.** Die ist? (mit einer unglaublichen Miene)

**Weltm.** (ruhig und haßlächelnd) Die ist — Unwissenheit und Eigennutz. Längnen Sie diese bei dem Menschen?

**Fleiss.** Nein. Aber —

**Weltm.** In dem einen Fall können wir nicht sehen; da ist die Brille dunkel und blind. In dem andern Fall wollen wir nicht recht se-



hen; da drehen wir das Glas, oder schleifen es, daß es klein und groß zeigt. Und wenn wir andern unsere Brillen leihen, oder leihen müssen, weil sie sich selbst keine schleifen können noch wollen und doch gerne gucken, so werden auch die schändlich hintergangen, und sie irren aus Unwissenheit, wir aber mit Fleiß. So lehnt man sich in der Welt die Brillen unter einander, und da muß denn eine häßliche Verwirrung entstehen.

(Fleißiger geht in Gedanken umher)

Fromm. Nun gut. Größer und kleiner mögen wohl die Menschen öfters sehen; aber ich sehe doch hierdurch blau für blau, und schwarz für schwarz an. Da wollte man aber, wie sie gehört haben, behaupten, daß die Menschen auch sogar Böses für Gutes, und umgekehrt, erklärten.

Weltm. Da wir nun einmal in die Gläsergeschichte gerathen sind, (worüber sich, im Vertrauen, wohl eine hübsche, fruchtbare Abhandlung schreiben ließe) da haben sie noch eins. Sehen sie durch. (Fromm, nimmts ic.)

Fromm. Nun, was soll denn das? Hundert Ofen im Zimmer; da möchte man närrisch werden! —

Weltm. Hier, noch eins — (Fromm, nimmts.)

Fromm.

**Fromm.** Nun wahrhaftig! blau, roth,  
gelb, grün — und das alles falsch.

**Weltm.** Hier, noch eins —

**Fromm.** (nimmt) Endlich kommen wir  
wohl gar noch zum Zimmer hinaus. (lacht)  
Nein, da möchte ein anderer nicht lachen. —  
Sitzen nicht die Herrn und Damen da oben an  
der Decke? die Stühle oben, die Köpfe unten?

**Weltm.** So gehts in der Welt mit der  
Beurtheilung. Alles wird verkehrt. Selbst  
der Rechtschaffensten Tugenden werden von dem  
neidischen Zahn benaget, ihnen eine andre Farbe  
angestrichen, oder sie wohl gar in Laster verkehrt.

**Fromm.** Das ist unmöglich. Sich bes-  
ser dünken, als man ist, wäre doch noch mensch-  
licher. Der süße Traum von eigenen Vorzügen  
machte sie doch, wenigstens in der Einbildung,  
glücklich. Aber es wäre abscheulich, wenn die  
Menschen sich Fehler und Gebrechen an andern  
erfönnen, und noch abscheulicher, wenn sie of-  
fenbare Tugenden und Verdienste nicht nur ver-  
kennen, sondern sogar als Laster verschreien  
wollten.

**Weltm.** Das geschieht aber wirklich.  
Fragen Sie die Erfahrung.

**Fromm.** (heftig) O! mein lieber Welt-  
mann, die Frömmigkeit kann doch nimmermehr



Feinde finden. Was Gott liebt, was Jedermann für Pflicht und vortreflich erklärt, das muß Jedermann lieben und hoch schätzen. Durch sie muß ich doch unwidersprechlich mein Glück machen.

Weltm. Das werden Sie, ja! Ein gutes Gewissen und die Gunst des Besten und Mächtigsten, der über alles, was auf der Erde groß geachtet wird, erhaben ist, kann und muß Sie eigentlich glücklich machen. Im Herzen, wie Sie wissen. — Aber unter Menschen? — Ihre Frevelzunge läßt Sie nicht unangetastet.

Fromm. Unmöglich. Ich beleidige denn Niemand; ich thue jedem wohl —

Weltm. Der Wollüstling nennt Sie dumm und hart; denn Sie haben ja kein Gefühl für das rauschende, oder sündliche Vergnügen; der Heuchler nennt Sie einen Kezzer, weil Sie ihm öfters die Larve mit edlem Eifer vom Gesicht reißen und ihn in seiner Blöße darstellen; der Tyrant nennt Sie einen Aufrührer, weil Sie behaupten, daß man nie von den Pflichten der Gottesverehrung und Menschenliebe abzuweichen, von einem Menschen gezwungen werden dürfe.

Fromm. Blinde Welt!

Weltm. Traurig, aber wahr! —

Fleiss.



**Fleiss.** Drum lob ich mir Fleiß und Geschicklichkeit. Die gilt noch. Die Frömmigkeit hassen die Menschen von Alters her.

**Weltm.** Noch nicht so zuverlässig, Herr Fleißiger.

**Fleiss.** Warum?

**Weltm.** Wissen Sie, was im Kleist steht?

**Fleiss.** Nun?

**Weltm.** — Verdienst

Beleidiget die Majestät

Der Dummheit, und wird dir gewiß,

Im Fall du dies einmal erwirbst,

Ein kerkerwerth Verbrechen seyn.

**Fleiss.** Verdienst — Verbrechen —  
das widerspricht sich ja, Herr Weltmann?

**Weltm.** Sie haben gehört, daß die Wahrheit, die in der Welt ist, sehr verschieden ist von der, die in Büchern steht; so wie Sie die Freundschaft, die Cicero im Lätius schildert, wohl noch nicht in der Welt gefunden haben werden.

**Fleiss.** Gut. Aber wie sollte mein Fleiß und die Verdienste, die ich mir noch erwerben will, mir nicht ein glückliches Leben verschaffen?

**Weltm.** Wen lieben die meisten Menschen? Nicht wahr, ihres Gleichen.

**Fleiss.**



Fleiß. Ihres Gleichen.

Weltm. Arbeiten die meisten Menschen gerne?

Fleiß. Die wenigsten.

Weltm. Was ist das Beste in den Augen aller Menschen?

Fleiß. Ihr Vorthheil.

Weltm. Hieraus nun setzen Sie meine Antwort zusammen.

Fleiß. Ich erwarte sie von Ihnen.

Weltm. Jeder Mensch strebt nach Ehre und Glück, und ohne Verdienste erhalten wir dies nicht von andern, wir müßten denn Geld und hohe Geburt haben. Wer nun zu ungeschickt, oder zu träge, ist, der beneidet Sie, wenn Sie gelehrter sind, als er; er sucht entweder ihre Wissenschaft selbst lächerlich zu machen, oder Ihnen durch die niederträchtigsten Wege die Vorthteile davon abzuschneiden. Und wenn die Scheinheiligkeit bei diesem Ihrem Gegner noch dazu kommt, denn sind Sie vollends geliefert. Da heißen Sie: „Ein fleischlicher, unerleuchteter, unwidergebormer Mensch, der sich durch die verderbliche Philosophie, wovon der Apostel, schon betrübt und bedenklich genug geweissaget, in des Satans Strikken habe  
loft

loffen lassen; der noch unter dem Zorne liegt, und gefangen sey nach des Beelzebubs Willen, in dem er, als einem Kinde des Unglaubens, seine Werke habe zu kräftigen Irrthümern. Sie sind eine Pest der wahren Herzens-einfalt; ein Fluch der Erde, unter dem sich ein Abgrund eröffnen und Sie verschlingen möchte; ein Seelengift, der Antichrist ic." —

**Fleiss.** Mein Gott. Warum nicht gar zwey Hörner und Bocksfüße?

**Weltm.** Kann seyn. —

**Fleiss.** Sollte es wohl?

**Weltm.** Lesen Sie die Kirchengeschichte. Ich wollte Ihnen viele hundert Namen ehrwürdiger und verdienstvoller Gelehrten anführen, welche sich bemühet haben, den Verstand ihrer Mitbürger zu erleuchten, die Religion von dem lächerlichen und unanständigen Aberglauben und Menschenfazzungen zu reinigen, die Bosheit niederträchtiger Heuchler zu entdecken, welche aber die Dummheit, der Aberglaube, die Faulheit, die Heuchelei um Ehre, Brod, ja bis auf den Scheiterhaufen, gebracht hat.

**Fleiss.** Heutigs Tages steht das nicht zu besorgen.

**Weltm.** O, wir alle haben noch immer einige Ueberbleibsel dieser Krankheit hie und da  
an



an uns. Hier will ich aber einen Schleier über diese Scene ziehen. — Dem Geschichtschreiber will man nur Schilderungen des Vergangenen erlauben.

**Fleiss.** Aber es giebt doch auch wahre Gelehrten, die vernünftig urtheilen; deren Lob mehr, als aller Welt Tadel ist.

**Weltm.** Wahre Gelehrte? — Sehr, sehr wenige! Und diese sind wankende Stützen ihres Glücks, Herr Fleissiger. Manche kennen Sie nicht. Manche sind ausser Stand, Ihnen zu dienen. Sagen Sie, meine Herren, welche Männer haben das meiste Geld? die Gelehrtesten? Welcher Männer Wort gilt am meisten? der Gelehrtesten? Ich weiß, Sie sagen zu beiden, Nein, O! — Sie kennen die Welt; überzeugen Sie doch diesen Unerfahrenen, der sich von der Gelehrsamkeit allein goldne Berge verspricht, wie unzuverlässig diese Hoffnung sey. Nein, Herr Fleissiger, in der Welt gehts nicht immer, wie es soll, sondern wie man kann.

**Fleiss.** Aber wenn ich mir nun öffentlichen Beifall durch gelehrte Produkte künftig erwerbe? Interessirt sich denn nicht das ganze Publikum für meine Ehre und Glück?

Weltm.



Weltm. St.! — So weit sind wir noch nicht. Sie müssen sich erst bey'm Publikum anmelden lassen —

Fleiss. Das verstehe ich nicht.

Weltm. Demüthig erwarten, ob sich ein Kammerdiener über Sie erbarmen wird. —

Fleiss. (lachend) Was sagen Sie? Sind Sie? —

Weltm. Demüthig um Audienz bitten, und um Empfehlung bey'm Publikum, und die stärksten, festesten und wichtigsten Argumente ihm in die Hand drücken — (ahmt Geldgeben nach)

Fleiss. Sie reden ja ganz Böhmisch. Mich dünkt, vor aller Klugheit — (zeigt auf die Miene) Herr Weltmann — —

Weltm. (lachend) Oder Sie müssen sich dem Kammerdiener furchtbar machen — Vielleicht, wenn Sie bramardasiren, so fürchtet er sich und meldet sie an.

Fleiss. Nicht ein Wort versteh' ich.

Weltm. Weil sie die Welt nicht kennen. Ich wollte, meine Herren verstehen mich.

Fleiss. Nun, so erklären sie mir das Räthsel.

Weltm.



Weltm. Das Publikum ist ein Ding —  
Ist ein Richter, der — von Vorurtheilen für  
und wider einen Mann eingenommen ist, je  
nachdem der Wind kommt.

Fleiss. Schöne Definition!

Weltm. Freilich ist Sie nicht nach der  
Logik, aber wahr.

Fleiss. Ich habe einmal gelesen: das  
Publikum sey der unpartheische Richter.

Weltm. Ja in der Folge, wenn sich der  
Dunst verzogen hat; aber nicht anfänglich.  
Die Gelehrten sind manchmal schon verhungert,  
wenn erst das Publikum anfängt, ihre Ver-  
dienste zu erkennen.

Fleiss. Und wer ist der Kammerdiener?

Weltm. Die Journalisten und Buch-  
führer. Diese haben die Schlüssel, und wen  
sie ausschliessen, entweder aus Verachtung,  
oder Neid, oder — (ich wills nur sagen) nicht  
selten aus Dummheit, der ist ausgeschlossen.  
Glauben Sie nicht, daß manche grosse Werke  
des Geistes im Verborgenen geblieben und mit  
den verdienstvollen Verfassern im Grabe vermo-  
dert sind, blos weil sie der Kammerdiener nicht  
hat anmelden wollen?

Fleiss.



**Fleiss.** Und was bedeuten die wichtigen Argumente, die in der Hand gedrückt werden sollen?

**Weltm.** (spaschast zuverlässig) Ganz eigentlich, ganz eigentlich verstehe ich dies.

**Fleiss.** Geld macht ja nicht gelehrt.

**Weltm.** Nein, aber bey den hungrigen *viris clarissimis* und *excellentissimis*. Denn die Herren, die im Pluralis von sich schreiben: wir finden, wir glauben, uns dünkt, wir wollen dem Verfasser wohlmeinend rathen, die sind öfters in solchem strengen Verstande individua, daß, ausser ihnen, in ihrem Zimmer nicht ein *ens physicum*, ausser Papier, Feder und Tinte, Stuhl und Tisch anzutreffen ist.

**Fleiss.** Reißten alle Stricke, so greife ich sie an und mache mich furchtbar.

**Weltm.** Ja das ist ein seltner Fall, Herr Fleissiger. Alle Zeiten sind nicht zur Rebellion geschickt. Sie wagen, vom Vorhof weggepeitscht zu werden, wenn sie keine Hülfe haben.

**Fleiss.** Undankbare! blinde! betrogne Welt!

**Scharf.** (kommt, sieht sich um.) (zu Fleissigern) Sie sind ja so verlegen; was ist Ihnen?

S

Fleiss.



Fleiss. Herr Weltmann hat mir eine traurige Prophezeihung gestellet.

Scharf. Das hätte ich Ihnen auch sagen wollen. Sie hoffen bloß durch Gelehrsamkeit Ihr Glück zu machen. Sie müssen politisch dabey seyn; denn geht es. Sie müssen wissen, wie Sie Ihre Endzwecke nach Umständen, Personen und Zeiten erreichen sollen: sich in jedes Seele und Neigungen hineindenken, und ihn mit den Schlingen fangen, die er sich selber legt; In allen Dingen demjenigen, von welchem sie etwas hoffen, beistimmen, lachen, wenn er lacht, lästern, auf wen er lästert, und sich mit zehn solchen Männern verbinden, um den eilften aus dem Sattel zu heben. — Sie müssen Ihren Scharfsinn beweisen, um sich wichtig und furchtbar zu machen.

Weltm. Ja, Herr Scharf, Sie haben grössere Ansprüche aufs Glück, als Herr Fleissiger; Aber erlauben Sie, Bedenklichkeiten sind doch noch in gewissen Fällen —

Scharf. So?

Weltm. Nun, Nun! Sie haben Ihre Scharfsinnigkeit noch nicht in der Welt ausgeübt. — Manche Quersreiche —

Scharf. Der Mann, dessen Scharfsinn in die geheimsten Triebfedern der Menschen, der  
Ur-

Ursachen und Handlungen dringt, das Vergangene mit dem Künftigen verbindet, Schein und Vorspiegelungen entschleiert, und wie durch ein Fernrohr die Folgen, als wie gegenwärtig, erblicket. —

Weltm. Der Mann ic. (bis erblicket)  
Der Mann — bleibt oft sitzen, weil er klug ist.

Scharf. Unmöglich! Warum?

Weltm. Weil die Dummen sich vor einem scharfsinnigen Geiste fürchten, und alles thun, um ihn nicht in die Höhe kommen zu lassen. Denn er übersteht sie, und hat er einmahl das Uebergewicht, denn sind sie alle einmahl übel dran. Die Dummheit und Klugheit sind geschworne Feinde.

Scharf. Es giebt aber auch kluge Leute?

Weltm. Wenig. Und woraus besteht die Welt? Meistentheils aus Thoren.

Scharf. Wenn aber nun die Klugen zu befehlen hätten? In dem Falle —

Weltm. Wenn sie nicht pflichtmäßig denken, so werden sie sich vor Ihnen hüten. Denn sie setzen sich denn einen Argus auf den Nacken. Wer im Dunkeln seine Werke hat, siehts nicht gern, wenn man mit einem Licht kommt. Wie mancher Mann ist zu einem Amte nicht gekommen, weil er zu geschied schien!



**Scharf.** So habe ich doch Ehre von meinen Einsichten, wenn sie mir gleich nichts einbringen.

**Weltm.** Auch diese ist für Sie noch nicht allemal sicher. Vergeht ihre scharfsinnige Klugheit sich an delikaten Staatspunkten, so kann Sie der Staupbesen belohnen; und sind Sie nicht mächtig in Ihrem Zirkel, so nennt Sie der junge Unverstand einen affektirten Altflug, und die Alten einen Naseweis, und der Heuchler einen Ungläubigen.

**Scharf.** Traurig!

**Weltm.** Aber wahr! die Erfahrung wird Sie lehren.

**Dummkopf.** (kommt) Ihr Diener, meine Herren. Ich wollte Ihnen auch die Ehre geben — haben, sie zu besuchen. Sie werden nicht ungütig sehen, daß ich —

**Weltm.** Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen.

**Dumm.** Ich heiße Herr Dummelius.

**Weltm.** So, so; also Herr Dummeslius —

**Dumm.** Ja. Mein Vater war Geheimderrath, und meine selige Mutter eine geborne



borne Adelige; Namens Johanna Ursula von Schafnas.

**Fleiss.** Wozu soll das? der wird bey unserm Gespräch hier schön ankommen.

**Scharf.** Der soll erst schönen Trost vom Herrn Weltmann erhalten. — —

**Weltm.** Sagen Sie das nicht, meine Herrn; Man siehts manchmal dem Kopfe nicht an, was noch aus dem Mann werden kann.

**Dumm.** Meine Herren scheinen in einem ernsthaften Gespräch verwickelt zu seyn; Ich höre für mein Leben gern so was Dischkuriren. Mein seliger Vater sagte auch immer; Junge, höre zu, wenn die Leute reden. Das ist besser, als zehen grosse Bücher gelesen.

**Fleiss.** Mich dünkt, der hat auch noch Feins gesehen.

**Scharf.** Und ich sehe, daß ihm das Dischkuriren auch noch nicht viel geholfen hat.

**Weltm.** Ja, Herr Dummelius, die Herrn hier meynen, durch Gelehrsamkeit und Klugheit in der Welt sicher ihr Glück zu machen, und ich habe Ihnen Bedenklichkeiten vorgestellt.

**Dumm.** Recht: die superflugen Herren kommen nicht recht in der Welt fort. Denn über dem Studiren verliert man seinen Ver-



stand; — ja, seinen Verstand verliert man. Drum sagte mein seliger Vater: Ich solle mir nicht mit dem Substantives und Adjektives den Kopf verrücken. Lerne recht Schreiben und Rechnen sagte er. Ich schreibe eine gute Hand — Sehen Sie? (er weist) Rechne auch. Geben Sie mir ein Exempel auf, was das Pfund Fleisch kost, ich wills auf ein Haar treffen.

**Weltm.** Was denken Sie denn zu werden?

**Dumm.** Wenigstens Geheimer Rath. Denn mein Vater sagte: man brauchte jetzt nichts, wie Rechnen und Schreiben; nach dem andern würde gar nicht mehr gefragt.

**Gleiss.** Der Dummkopf!

**Scharf.** Der Hinsel!

**Weltm.** Meine Herren, ganz unrecht hat er auch nicht. Rechnen und Schreiben kann viel sagen. (zu Dumm.) Haben sie Geld?

**Dumm.** O ja!

**Weltm.** Nun denn wirds noch so ziemlich mit Ihnen in der Welt fortgehn. Sie müssen aber ja Niemand in Ihrem Leben widersprechen, und wenn sich Leute disputiren, so müssen



fen sie dem Beifallen, der die glänzendste Weste an hat.

**Dumm.** Das habe ich auch bisher gethan, und ich versichere Sie, ich bin in recht vornehmen Gesellschaften gut damit durchgekommen. Denn meine Mutter sagte mir gleich: Andreas, die vornehmen und geschickten Leute kannst du gleich an ihren Kleidern erkennen.

**Weltm.** (sieht ihn schalkhaft an) Ja! ja! mit Ihnen wirds schon gehn. (Fl. u. S. sind böse)

**Faul.** Haben Sie nicht einen Stuhl hier, meine Herren?

**Alle.** Nein, wir stehen ja alle, wie Sie sehen.

**Faul.** Dann bleib ich nicht.

**Fleiß.** (zu Sch.) Den müssen wir noch hier behalten, unsers Gesprächs willen, um doch in aller Welt zu sehen, was ihm der vereehrte Weltmann prophezeihen wird. Ich will lieber einen Stuhl holen. (holt einen)

**Faul.** (setzt sich) Das ist brav, Herr Fleißiger. Ich will ihnen wieder dienen, wenns einmal ohne meine Beschwerde geschehen kann. Guten Tag, meine Herren.



Scharf. Guten Tag, Herr Faul. Wir freuen uns, Sie heute hier zu sehen. Was sagen Sie zu unserm Streit? Wodurch macht man in der Welt sein Glück?

Faul. Durch Gelassenheit. Wem's Gott gönnt, giebt ers im Schlaf.

Fleiss. Mich dünkt, das geht nicht.  
Durch Fleiß —

Faul. (schüttelt den Kopf)

Fromm. Durch eine wahre Frömmigkeit?

Faul. (schüttelt)

Scharf. Durch Scharfsinn und Klugheit.

Faul. (sitzt ganz stille)

Alle. Nun, Herr Faul, so sagen Sie doch ihre Meinung.

Faul. Ich liebe die Kürze.

Alle. Nun?

Faul. Meine Maxime ist immer noch gut, und noch nicht aus der Mode.

Scharf. Und welche.

Faul. Weil das Pferd, (das ist bewiesen, bewiesen ist's lange) das den Haber verdient, ihn nicht kriegt, so werde ich den Haber kriegen, weil ich keinen verdiene.

Weltm.



Weltm. Wer sollte denken, daß dieser Faulenzer so viele Weltkenntnis hatte? Woher wissen Sie das?

(Frommann geht ab.)

Faul. Es ist bewiesen, lang schon bewiesen, sage ich Ihnen.

Weltm. Und mit der Hofnung trösten Sie sich einzig?

Faul. Einzig — ohne alles Verdienst — die Welt müßte sich denn umkehren; und dazu ist sobald noch kein Anschein.

Weltm. Ich gebe es Ihnen zu; aber unter Bedingungen —

Faul. Und welche sind die?

Weltm. Sie müssen Ihrer — wenn Sie nicht übel nehmen wollen? —

Faul. O ganz und gar nicht. Nur kurz.

Weltm. Sie müssen, sage ich, ihrer Faulheit einen Anstrich von Wichtigkeit und gesetzten Wesen geben, nachdem Sie die neumodischen und fleißig studirenden Gelehrten für braußende, feichte, schwirrende und schwinzelnde Köpfe ausgeben. Sie müssen viel zu gelehrt und wichtig thun, als daß Sie sich zu dergleichen Kleinigkeiten und Kindereien herabsetzen sollten. Oder, noch besser: Sie müssen

S 5

Ihnen



Ihnen alle Verdienste absprechen, und sagen, daß die Kirche und der Staat Gefahr dadurch laufen werde, Schiffbruch zu leiden.

Faul. Das ist mir aber schon zu mühsam.

Weltm. Ja, wenn Sie das nicht da mit verbinden, so wird Ihre Faulheit ausgelacht.

Faul. Wenn ichs aber nur so verstünde —

Weltm. Lassen Sie sich von Jemand Unterricht geben.

Wind. (kommt) Unterthäniger Diener, meine Herren. Kein Glück in der Welt könnte für mich größer seyn, als Sie hier zu finden.

Scharf. (für sich) Und nichts in der Welt kann mehr gelogen seyn, als dies. Ich kenne Dich.

Alle. Seyn Sie uns willkommen, Herr Wind.

Wind. Ich bemerkte bei meiner Ankunft einen gelehrten Streit unter Ihnen. Lassen Sie michs wissen. Ich liebe nichts so sehr, als gelehrte Unterredungen.

Fleiss. Wodurch macht man in der Welt sein Glück?

Wind. Durch Gelehrsamkeit, Einsicht und Verdienste.

Fleiss.



Fleiß. Schön.

Scharf. Vortreflich.

Weltm. Und was prophezeihen Sie sich unter diesen Forderungen.

Wind. Alles, das beste Glück.

Fleiß. Haben Sie denn so viel Gelehrsamkeit?

Wind. Examiniren Sie — (stolz) Mein Herr, Sie kennen die Größe meines Geistes nicht, und das weite Feld der Wissenschaften, das ich in einem einzigen halben Jahre durchlaufen habe.

Fleiß. Sagen Sie mir doch, Herr Wind, was ist denn ein Schluß?

Wind. Ein Schluß — Ein Schluß — Ha ha ha! Ein Schluß ist — wenn man schließt. O das ist ein vortrefliches Ding um einen Schluß — Man kann einem damit so warm machen — ihn so in die Enge treiben — Ein Schluß — Hm! Jeder Gelehrter weiß ja, was ein Schluß ist — den verstehe ich so, daß mir keiner gleich kommen muß — bei einer Tasse Kaffee lernt' ichs —

Fleiß. So? mich dünkt, da war wohl der Kaffee ihr eigentliches Studium.

Scharf.



Scharf. (für sich) Wind — Wind —  
Wind — wie das braust! —

Fleiss. Also können Sie auch wohl einen  
falschen Schluß widerlegen?

Wind. Warum nicht? Knall und Fall  
sollen Sie den Fehler wissen.

Fleiss. Der Fuchs hat vier Füße,  
Herodes war ein Fuchs,  
Also hat Herodes vier Füße gehabt.

Wind. Wie dumm, wie abgeschmackt  
ist nicht der Schluß. Lachen Sie doch über das  
alberne Zeug!

Fleiss. Ja, es ist albern; aber sagen Sie mir  
doch, da Sie die Logik verstehn, wo es ihm sitzt.

Wind. O ja! Alles, was nicht vier  
Beine hat — keine vier Beine —  
Herodes hat — keine vier Beine gehabt,  
Also — hat — Herodes keine vier Beine  
gehabt.

Sehen Sie? — das ist ein Schluß in  
Bar — Bar — recht, in Barbaria.

Alle. (lachen)

Fleiss. Das laßt mir widerlegt seyn! —

Wind. Jedoch, meine Herrn, die Wahr-  
heit zu sagen, das sind nur altmodische Schul-  
possen. Ich lege mich noch mehr auf die neuere  
Gelehr-



Gelehrsamkeit, welche in unsern Zeiten recht Mode ist.

Scharf. Also auch die Geographie?

Wind. Das ist mir ein rechtes Lieblingsstudium —

Scharf. Beschreiben Sie mir doch das Königreich Preußen.

Wind. Das Königreich Preußen — wird eingetheilt in Ober- und Niederpreußen.

Scharf. Schön!

Wind. Gegen Mitternacht gränzet die Türkei, gegen Abend Rußland, gegen Morgen Siebenbürgen, und gegen Mittag Ungarn.

Alle. (lachen)

Scharf. Ich bin befriediget. Ich sehe, Sie sind stark drinnen — Auch in der Geschichte?

Wind. Nicht minder. Man muß alles lernen.

Scharf. Sagen Sie mir doch, was will der Prätendent in Frankreich denn haben?

Wind. Er prätendirt eine Krone.

Scharf. Welche?

Wind. Welche? die von Frankreich.

Scharf. Wie so, warum das?

Wind.



**Wind.** Weil er sich in Frankreich aufhält. — Denn wo man etwas zu suchen hat, da geht man ja natürlicherweise hin, und sieht, ob mans bekommen kann. (Wendet sich zu Dummelius und redet leise unterdessen.)

**Fleiss. zu Weltm.** Nun da müste die Welt nicht für einen Heller Verstand haben, wenn sie den —

**Scharf.** Es müste sich alles umkehren —

**Weltm.** Meine Herrn, der fährt am allerbesten unter Ihnen. Der größte Theil der Menschen ist seichte am Verstande. Diesem größten Theile gefällt diese Prahlerei, und die zuversichtliche Miene desselben dient ihnen statt eines Beweises. Dadurch ist er im Stande, die wahren Gelehrten zu überschreien, und diese haben öfters noch den Ehrgeiz, die Narren gehen zu lassen, und dadurch geschieht es, daß der Windbeutel oben schwimmt.

(Scharf und Fleiss. gehen verdrüsslich ab.)

**Weltm.** (geht ihnen nach) Seyn Sie doch nicht ungehalten, Freunde! (geht mit ab.)

**Dummel.** Solche Geschicklichkeit wollte ich mir wünschen — Herr Wind, wollen Sie mich in Unterricht nehmen?

**Wind.**



**Wind.** O ja, Herr Dummelius, Sie sollen in kurzer Zeit, ganz nach meiner neuen, vortreflichen Methode, so weit kommen —

**Dumm.** Und denn will ich Ihnen eine jährliche Pension von 400 Rthlr. geben, daß Sie bei mir bleiben und mir beistehen, wenn ich einmal einen klugen Gedanken brauche.

**Wind.** Sie können sich so auf mich in allen Fällen verlassen —

**Faul.** Ich lege hundert Thaler zu, wenn Sie manchmal für mich arbeiten wollen.

**Wind.** Es bleibt dabei, Herr Faul.

**Faul und Dumm.** (gehen ab.) Ja! ja!

**Wind.** Nun ist fürs erste mein Glück schon gemacht. Wer weiß, was noch folgt. Nur vor solchen Schulgelehrten muß ich mich hüten, wie die beiden vorhin gewesen sind. Sie hätten mich bald aus der Fassung gebracht. Es lebe das Studium, kavalierement; und ich bin glücklicher, als die mühseligen armen Tröpfe, die alles aus dem Grund wissen wollen. Zwar habe ich einen schlechten Namen —  
**Wind — Wind —** Doch, — ich brauche mich weder meiner Ahnen, noch meiner jetztlebenden Brüder zu schämen.

---

Wunsch

Wunsch an einen angehenden Aka-  
demiker.

Sey glücklich, Freund! und um vergnügt zu leben  
Sey tugendhaft. Die Tugend wird dir geben,  
Was ich dir Gutes wünschen kann. Nur sie allein  
Kann stetig dich erfreuen.

Denn sie bestreut den Dornenweg mit Rosen,  
Verfüßset den bitterm Trank, den uns die Mutter  
des Lebens,

Beim Eintritt in die Welt, den Niedern wie den  
Großen

Zu trinken heut und alle Tage reichet.

Du windest dich vergebens,

Wenn Unglück und Gefahr und Misgunst sich  
erboßen,

Dich zu befreien. Die Tugend ist's, die deinen  
Schmerz erweicht,

Und endlich lindert und ihn mit sanftem Vergnü-  
gen vertauschet.

Trink von der Quelle nicht, die voll von Wollust  
rauschet;

Bekämpfe die Hitze der Jugend, die gern zum  
Abweg uns lenket,

Und



Und streite mit deinen Begierden, — dann sitzst  
du dem Glücke im Schoos.

Die zuversichtliche Weisheit, die in den Jüngling-  
gen denkt

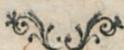
Und schließt, ist unser Betrüger, die wirft das  
traurige Loos

Zum Misgeschick; die ist, die in Neun und Ver-  
zweiflung uns senket.

Gedenk an Gott, gedenk an deine Pflichten,  
Lang sey bedacht zu lernen, und spät fang an zu  
richten.







Das Winseln der Wittwen ihm nach! — —

O Gott! — o Gott! —

Mir bricht das pochende Herz — —

Gebent dem Ungewitter, das uns droht,

Dahin zu eilen; Wie der leichten Weste Chor

Die düstre Wolke schwingt und weiter hebt,

Die, voll von Frühlingssturm, mit schwarzem Flor

Der Sonne lichtet Haupt umschwebt.

Berleihe der goldnen Tage mehr,

Die Friedrich lebt; Vergnügter Glanz

Bestrahle seine Bahn; Es ziere Ruhm und Ehr

Sein Silberhaar und mancher neue Kranz.

Er zieht aus seiner Heldenburg; — um ihn

Der edlen Streiter Tausende, die von dem Muth

Des Fürsten wie von seiner Liebe glühn,

Und wagt — für Millionen — die er liebt —

sein Blut. —

Erhabne Schickung wach um ihn und sie

Und uns. Kein Schwerdt verheere unsre Saat,

Des Feindes Flamme falle nie

Auf unsre Hütten; — — Preußens Staat

Sey blühend, unterdeß sein Schutzgeist kämpft,

Und Brennus Mauern voll Leben und Glück! —

Und wenn der Himmel einst dies Kriegesfeuer

dämpft,

So geb er unsern Vater — froh unserm Arm zurück.





Und Friede sey  
In jedem Land — — —  
Seht! Seht! er naht! — — des Friedens Holz  
der Bote!

Ein heller Glanz durchbricht,  
Gleich einem sanften Morgenlicht,  
Das düstere Gewölk, das Teutschland fürchtbar  
drohte.

Die Fürsten sehn an dem Altar,  
Und reichen sich die Hände dar,  
Und schwören, sie wollen die Ströme des Men-  
schenbluts hemmen

Und Hirten der Völker seyn und Väter des Landes.  
Nicht mehr wird Furcht und bedauerndes Mitleid  
die teutschen Herzen beklemmen.

Friede herrscht in Germaniens Flur, und des äus-  
sersten Strandes

Gestade, die Kolons gewaltige Wellen befeuchten,  
Sich Germaniens Frieden durch ferne Strahlen  
erleuchten.

Bald kehret Friedrichs Heer, der Stolz der Nation,  
Noch ungeschwächt und fürchterlich  
Zu seiner Väter Wohnsitz wieder;  
Die Feuerrachen lenken sich  
Schweigend zurück und blitzende Schwerdter sin-  
ken nieder.

Die Feinde zittern; — Sie sahn ihn drohn, —  
Den alten Löwen, den sie schon



Im Schlummer des kraftlosen Alters entnervt auf  
 dem Lager gestreckt  
 Von Todesbanden umfangen sich dachten. — Die  
 Thoren! die Thoren! —  
 Siehe, da tritt er hervor — auf den Kampfsplatz  
 und schrecket,  
 Mit dem großmüthigen friedegebietenden Blick,  
 Die Feinde zurück;  
 Er steht. — Sie schauen entseelt von fern dahin,  
 Wo der großmüthige Kämpfer wartet. — Um ihn  
 Sehen sie, — o banges Schrecken! —  
 Einen Löwen der Jugend, von seinem Stamm  
 geboren,  
 Des Kampfes begierig und kundig, die Seite des  
 alten decken.  
 Sie beben — und öfnen der Stimme des Friedens  
 ihr Ohr. —  
 Wohlan dem — Land des Brennus — erhebe  
 dich mächtig empor  
 Zur stolzesten festlichen Freude! —  
 Sie beide — sie beide  
 Lassen den schützenden Flügel — weit und breit,  
 und gewaltig — über dich nieder. —  
 Blühe froh und sicher! — Die Schaaren schrecken  
 dich nie wieder,  
 Vor welchen Ueberfluß und jede Freude flieht,  
 Hinter welchen Elend zieht.  
 Nicht mehr schlagen Flammen

Ueber



Ueber wehklagender Städte Gipfel — in laugen  
Säulen — Himmeln zusammen.

Ruhig schreitet nunmehr

Der Landmann hinter seinem Pfluge her;

Unsre Gewässer wehen von Wimpeln und Hallen  
von Leben;

Unsre Städte von Künsten und frohem Getämmel;

In unsern Tempeln beten wir ruhig zum Him-  
mel. —

O Land der Brennen, fühle es und sprich,

Wer hat es dir, wer hat es dir gegeben? —

Gott war es, Gott, und Friederich. —





Gottes Grösse, ein Grund der Verehrung und nicht des Zweifels.

Zur Sonne sprechen die Thoren, dir quillt das Licht von dir selber; zur Erde, du hast dich selbst gegründet. Du Natur bist das große All, die ewige Mutter der Wesen, der Ursprung dessen, was ist, was da war und was da seyn wird; Und es ist keiner über dir, keiner, der dir geböthe, dessen Gesezzen du gehorchtest. Und — dann jauchzen die Frevler und rufen, „es ist kein Gott; lasset uns von uns werfen sein Joch und seine Bande zerreißen und des „furchtbaren Donners spotten.“ Aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer, mitleidig niederblickend auf den Wurm, der über ihn vorwizzig denkt und kurzichtig vernünftelt.

O du, dessen Dauer ein Tag ist, einer ausgespannten Hand breit, der du seit gestern denkest, kannst du sagen, wie Sonnen am Gürtel des Firmaments entstunden, wie Erden wurden, und wie sich die Wesen erzeugten? Wie das Chaos belebt und das Land befeuchtet ward? Kannst du sagen, wie alt der Himmel, und von wannen sein Ursprung ist?

O verstumme du Thor! denn du bist endlich und Staub; Dunkel umnebelt deinen Blick, und Nacht, von keinem Strahl erhellet. Aber die Himmel zeugen von Gott, und die Erde, das Werk seiner Hände, verkündigt ihn mit lauter Stimme.

Nicht nur im brennenden Busch auf Horeb, oder im Durchzug des unzugänglichen Abgrunds, der der Verächter trozzige Schaaren verschlang, oder in der Donnernacht des Sinai, nicht nur im Glanz auf Tabor und im Loben rauschender Wasser; Auch im lieblichen Wehen der Lüfte, im sanften Säuseln der Haine, in dem Lispeln der wolkenumdufteten Zeder und im süßen Hauche der Blume des Feldes kündigst du dich, o Gott, deinen Geschaffenen an. Sieh, du hast, zum ewigen Lichtquell, die Sonne in Osten befestiget; hast zur Leuchte den Mond am Himmel hingehängt und den farbigen Bogen durch die treuselnden Wolken gespannt. Durch dich flammen die tausend Lichter, Orionen und Siebengestirne, und der weisse milchigte Gürtel, die glänzende Straße, die Millionen selige Welten durchwandeln.

Die Stärke brüllender Löwen, die Stimmen fröhlicher Heerden auf fetten Triften, das gesangreiche Volk in den Lüften, die Schaa-



ren der schuppigten Bewohner der Fluten, der gewaltige Schwung des nervigten Wallfisches, welcher mit Bergen von Wellen scherzet wie mit Federbällen und die Schlunde des Abgrunds empört — der Mensch endlich, der denkt, entschließt und handelt — alles — alles rufet uns jene welterfreundende Wahrheit zu: daß du von Anfang Gott warst, und ohn Ende seyn wirst; daß du der göttliche Eine bist, ausser dem nichts lebt und athmet, als was seine Vatershand trägt; der immer und ewig der Erste ist und der Letzte, der Urquell aller Vollkommenheit, und selbst der Vollkommenste.

Undurchdringliches Dunkel umgiebt dich zwar, auf deinem heiligen Berge und um den Tempel deiner Majestät hergezogen; Nacht liegt vor unsern Augen um dich gelagert. Denn, wie Spreu vor dem Sturme, wie vor dem Blitze die Stoppeln des Feldes vergehn, also würde des Sterblichen Geschick seyn; ihm würde es Tod seyn, der in der Nähe dich beschauet und, Jehovah, deiner Herrlichkeit Glanz umfassen wollte. Aber wir erkennen doch, daß du ewig derselbe, ewig weise, ewig gütig seyn wirst, und daß der Bögling der Erde Hoffnungen auf dich, vester als Palläste der Jahrhunderte gründen kann, wenn seiner Hände Reinheit und Unschuld deinem richtenden Auge gefällt.

Aber



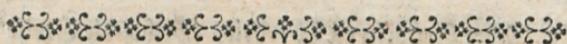
Aber Grübeln ist Thorheit. Siehe, die Greise werden zu Kinder; schwach werden die Kühnen und Starcken; die Weisen werden zu Thoren, und denken und reden vergeblich von Gott mit prahlenden Verstande. Denn sie sind endlich und Staub.

Der du durch deine Kraft nichts, alles durch Gott bist, bete den Ewigen, bete Gott an!

℞. v.



Etwas



### Etwas von den Chinesern.

China, ist eine der größten Monarchien in der Welt; das Land ist reich und mit Kanälen und Flüssen durchschnitten, wodurch alle Theile desselben mit einander in Gemeinschaft stehen. Das unzählbare Volk, so es bewohnet, ist eins der ältesten und wohl mit der klügsten Völker. In viertausend Jahren ist sich dieses Reich fast immer gleich geblieben. Ihr Phlegma, welches ganz ohne Beispiel ist, hat zu dieser Beständigkeit vieles beitragen müssen. Man versichert, daß ein Franzose in einer Viertelstunde mehr sagen würde, als ein Chineser in zwei Tagen. Sie kennen alle Wissenschaften und treiben alle Künste; man muß aber gestehen, daß sie die Künste gleichsam mehr zu Handwerken gemacht haben. Sie haben sie auch noch lange nicht so hoch gebracht, als wir Europäer, so viel Außerordentliches uns immer theils Prahler, theils Feinde der christlichen Religion haben vorsagen wollen. Ihre Astrologie geht bis zur Narrheit, und man erzählt von ihren Landcharten, daß China darauf fast das ganze Blatt eingenommen, die übrige Welt aber wie ein Häkeltgen darneben gelegen habe, und andere Fehler mehr. Wer wollte wohl eine chinesische Male-



Malerey mit einer berlinischen vertauschen? Das einzige Mittel, in China Aemter zu erlangen, ist die Gelehrsamkeit. Aber zu dieser Gelehrsamkeit wird auch sehr viel Leeres gerechnet. Sogar die Kenntnis des Ceremoniels ist eine Wissenschaft, welche ein sehr strenges Studium erfordert; und es ist ein eigenes Gericht daselbst, wo man scharf darüber examinirt wird. Sie sind barbarisch genug, zuweilen ihre neugebohrnen Kinder auf die Strasse zu werfen und ihrem Schicksale zu überlassen. Jede Profession hat ihren Gott, und es ist daselbst fast eben so leicht, vergöttert, als in Frankreich ein Marquis zu werden. Der Gott des Porzellan's heißt Lapouza, nach dem Namen eines, in dieser Kunst berühmten Arbeiters, welcher sich aus Verzweiflung in einen glühenden Ofen stürzte, weil er ein gewisses Stück nicht nach seinem Willen zu Stande bringen konnte. Der Mann kauft sich daselbst seine Frau, ohne sie vorher gesehen zu haben. Er verläßt sich hierin bloß auf die Nachricht seiner alten Unterhändlerin. Wenn man sie ihm hierauf in einer wohlverschloßnen Sänfte zuschickt, und er bei Eröffnung derselben Ursache findet, den Kopf zu schütteln, so ereignet es sich oft, daß er die Sänfte sachte wieder zumacht, sie zurückschickt, und lieber sein Geld verlieret. Also kann eine häßliche Tochter einen Vater reich machen. Die  
Wei-



Weiber lassen sich allezeit tragen, wenn sie ausgehen, weil sie fast nicht gehen können. Denn man trägt von Jugend auf die größte Sorgfalt, daß sie durch das strengste Zusammenbinden einen netten Fuß erhalten, der einem ungestalteten Dreieck gleicht, und mehr einem Hünerey, als Menschenfuße ähnlich sieht. Welcher Geschmack! die Chineser haben auch Komödien; man spielt aber nur bei großen Gastmalen. Bei denselben wird sehr auf das äußerste Zeremoniel gehalten. Die Gäste müssen auf ein gewisses Zeichen die Bissen zu dem Munde bringen, und auch zu gleicher Zeit auf ein gewisses Zeichen trinken. Also ist das Exercirspiel nicht jetzt erst erfunden. Sie haben auch Tragödien, wovon eine ins Französische übersezt ist. Nach dem die Helden des Schauspiels ein Paar Verse hergesagt haben, so tanzen und pfeifen sie. Das Stück hebt sich so an: Ich heiße so und so, ich komme von daher, und gehe dahin.

F. v.

An

An den Schöpfer.

Den sich entzückt mein Geist gedenkt,  
 Der du mir riesest, werde!  
 Du winkest, und der Frühling kömmt,  
 Und füllt mit Lust die Erde.

Dem Wald entsprieset neues Grün,  
 Und junges Gras den Wiesen;  
 Von allen Bächen hallet nun  
 Dein Lob, so wie sie fließen.

Da wirbeln durch die heitre Flur  
 Der neuen Sängers Lieder,  
 Und Leben steigt um mich her  
 Auf alle Hügel nieder.

Wo soll ich Worte für den Dank,  
 Gott, den ich fühle, finden;  
 Der Schöpfung gabst du so viel Reiz,  
 Und mir, — ihn zu empfinden.

Du schenktest mir ein fühlend Herz  
 Und meiner Seele Stille.  
 Sie steigt auf zu dir, dann steigt  
 Zu mir der Freuden Fülle.

Noch



Noch konntest du mir wohl kein Glück,  
 Das größer wäre, schenken,  
 Als dieses, dich, Unendlichen,  
 Als meinen Gott zu denken;

Der so viel Freuden darum schuf,  
 Damit sie mich beglückten,  
 Daß Bilder einer schönern Welt  
 Hier schon mein Herz entzückten;

Der meinem Geiste Flügel gab,  
 Daß er zum Thron sich schwinget,  
 Um den selbst die Unsterblichkeit  
 Ihr Lied mit Ehrfurcht singet;

Der Tröstung in den Busen mir,  
 Dann, wann ich weine, sendet,  
 Und, eh' ichs hoffe, meinen Schmerz  
 Durch Gütigkeiten endet;

Durch den in sternenheller Nacht  
 Die Engel um mich schweben,  
 Und flüstern das Gefühl in mich  
 Von einem höhern Leben.

Gott! stets sey dies Gefühl mein Glück,  
 Stets müß' es mich begleiten!  
 Nur dies kann, ist es trüb' um mich,  
 Mir Licht umher verbreiten.

L. v.

Empfin.

Empfindungen über die Sonne und  
den Mond.

Prächtig, prächtig wandelst du,  
Tageskönigin!  
Weckst aus seiner trägen Ruh  
Aller Wesen Sinn.  
Dein Altar, die Erde, steht  
Ganz von deiner Majestät  
Feierglanz umschlungen.  
Zum Opfer wird — o Herrlichkeit! —  
Dir aller Blumen Duft und aller Zungen  
Erhabner Lobgesang geweiht.

Aber in dein Angesicht  
Kann ich dir nicht sehen;  
Bin zu schwach, dein mächtigs Licht  
Jemals auszustehen.  
Ach! ich fühls! — ein Erdensohn  
Bin ich; darf zu deinem Thron  
Keinen Blick erheben.  
Noch fern von dem Gebiet des Lichts  
Woll ich als Pilger, soll von Erde leben,  
Im Schweiß meines Angesichts.

Stillter — prächtig wandelst du,  
Königin der Nacht!

U

Kommst

Kommst in feierlicher Ruh  
 Ohne Fackelpracht.  
 Nirgends preist ein Lobgesang  
 Deinen einsam heiligen Gang.  
 Dunkelheit und Stille  
 Deckt alles, alles unter dir!  
 Kein Feierkleid für dich, nur Trauerhülle  
 Und kein Altar, kein Opfer hier.  
 Aber in dein Angesicht  
 Kann ich dir doch sehen;  
 Ach! dein himmlisch mildes Licht  
 Lang ich auszustehen  
 Ja, daß ich von Gottesstamm,  
 Nicht blos Thon aus Erde kam  
 Fühl ich! — Süßes Beben  
 Durchströmet namenlos das Herz,  
 Und alle meine Lebenskräfte streben  
 Von Erdentiefe Himmelwärts.  
 Schaut! — dort jene Himmels Höh',  
 Unermesslichkeit!  
 Desnet sich! — Ja, ja ich seh'  
 Andre Welten weit.  
 Wonne! o! mein Blick versinkt  
 Ganz in diesem Meer und trinkt  
 Seliges Vergnügen.  
 Viel tausend Welten über mir,  
 Die sich in unermessnen Zirkeln wiegen,  
 Sind alle, Gott, beglückt von dir.

R. v.

Am

Am besten, man verachtet schlechtge-  
sinnter Menschen Tadel.

Eine Fabel.

Es gieng, im Ernst was zu bestellen,  
Ein Wandrer seinen stillen Gang,  
Als auf ihn los ein Hund, mit Bellen  
Und Rasseln vieler Halsbandschellen,  
Aus einer Gartenthüre sprang.  
Er, ohne Stoff noch Stein zu heben,  
Und sonst sich mit ihm abzugeben,  
Setzt ruhig weiter seinen Stab,  
Und Klifflaf ließ vom Lärmen ab. —

Des Wegs kam auch mit Rohr und Degen,  
Flink, wohlgemuth, feck und verwegen,  
Ein Herrgen Krauskopf herspazirt.  
Klifflaf setzt an; und hochtuschirt  
Hält von dem Hunde sich das Herrgen,  
Und Herrgen Krauskopf ist ein Narrgen,  
Fängt mit dem Klaffer Handel an —  
Und greift nach Steinen in die Munde,  
Und schleudert, was er schleudern kann,  
Und flucht und prügelt nach dem Hunde.  
Ein Hofhund kömmt und fällt mit ein;

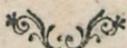


Noch zwanzig andre bringt sein Bellen  
 Bald über alle Nachbarschwellen. —  
 Der knirscht ergrimmt in seinen Stein,  
 Der zerrt an meines Herrgens Stocke,  
 Der an dem Degen, der am Kofke,  
 Und jener beißt ihm gar ins Wejn. —  
 Der Lärm war wütend, daß mit Haufen  
 Die Nachbarn alle, gros und klein  
 Zu Fenstern und zu Thüren laufen.  
 Die Buben klatschen und juchheyn,  
 Und hezzen gar noch oben drein. —  
 Nun sieng sichs Herrgen an zu schämen,  
 Umsonst sich länger zu bemühn;  
 Er mußte sachte sich bequemen,  
 Mit dem, Halloh! sich zu entziehen,  
 Still weiter seinen Weg zu nehmen  
 Und einzustekken Johh und Schmach.  
 Denn alle Straßenbuben gassien,  
 Und alle Klaffkonföorten klasten  
 Noch weit zum Dorf hinaus ihm nach.



Was soll uns diese Fabel helfen?  
 Wenn etwa einer so mich fragt,  
 So sag' ich ihm, was Luther sagt:  
 Brauch' deine Waffen nur bei Wölfsen! —  
 Und laß die kleinen Klaffer stehn,  
 So werden sie von selbst wohl gehn.

Se



Je mehr man wehrt, je mehr sie belien;  
Die Narren haben ja die Schellen,  
Und klingen in die Welt hinein,  
Und böse Duben schreien drein.  
Doch giebt ihr Lob und nimmt ihr Tadel  
Dem Weisen niemals seinen Adel.

L. v.

Der Wolf und seine Gewissenhaftigkeit.

Der Kanzler des Löwen, der Wolf, ward von den Thieren verklagt, daß kein lebendiges Geschöpf vor seinem Räuberzahn mehr sicher seyn könne. Der Unerfättliche, klagten sie, macht den Wald zur Einöde, unsere Weiber zu Wittwen und unsere Kinder zu Waisen. Der König zürnete, und verwies dem Wolf seine Grausamkeit mit harten Worten. Das Vergangene ist nicht mehr zu ändern, setzte er königlich hinzu; aber hüte dich vor Gewaltthätigkeiten. Begnüge dich mit den todten Thieren, die du auf dem Felde findest, und schwöre heilig, dich zwei ganzer Jahre alles Fleisches zu enthalten. Für jedes lebendige Geschöpf, so du dich, zu erwürgen, gelüsten lässest, sollst du — der Wolf schwur und gieng zurück. Wenig Tage nachher überfiel ihn ein gewaltiger



Hunger. — Er sah ein fettes Schaf auf der Weide gehn. — Da kämpften in ihm Gedanken mit Gedanken. Zwei ganzer Jahre kein Fleisch zu essen? — Die Strafe ist hart — zu hart. Und ich habe geschworen. — Doch, in jedem Jahre sind 365 Tage. Tag ist, wenn ich sehen, und Nacht, wenn ich nicht sehen kann. So oft ich also die Augen verschliesse, ist es Nacht, und wenn ich sie wieder aufthue, so ist es Tag. Schnell blinzte er die Augen zu und that sie wieder auf; das war ein Tag. Und so zählte er zwei volle Jahre. Nun, sprach er, habe ich für meine Sünde gebüßt; ergriff das Schaf und würgte es.

R. v.



Das

Das Vaterland ist, wo es uns  
wohlgeht.

Wir sind keine Bäume,  
Daß wir, wo wir geboren wurden,  
Eingewurzelt bleiben mußten.  
Darum, verbent nicht, Freund,  
Der Sarmater graue Häuser,  
Und Rußlands beschneite Gebirge zu besuchen,  
Wenn freie Wege  
Und sanfte Weste uns rufen.  
Nicht vergebens haben Japhets Nachkommen,  
Der Her blaulichte Wellen  
Des Ozeans mit kühnen Gefährten dahin flog,  
Den Wagen auf rollende Räder gesetzt,  
Und durch die Gewalt  
Einer Reihe von schnellen Rudern  
Und stakkender Seegel Beihülfe  
Den furchtsamen Schiffer das Gestade  
Zu verlassen gezwungen:  
Nicht vergebens zieht sich ein schlängelnder Weg,  
Genug fürs scharfretende Pferd,  
Mitten über die Alpen,  
Deren Gipfel die Wolken nezen,  
Die sinnreiche Natur  
Legte hier eine Straße an,  
Des großen Herkules würdig,



Der mit eignen, weiten Schritten  
 Der Gebirgen Länge ausmaas,  
 Auf deren jäher Spizzen einer  
 Sich die Ehre dem müden Helden  
 In reizender Gestalt wies,  
 Welchem Hannibal zu folgen gewürdiget ward,  
 Ueber Latium,  
 Und dessen, mit dunkeln Nebeln  
 Behangene Wohnungen,  
 Lybiens Reich und Völkerschaften  
 Zu empören,  
 Und das gewasnete Afrika  
 In Italien anzuschütten.  
 Wie einzelne Sterbliche nicht allein  
 Suchen Länder und fremden Wohnsitz;  
 Pergamus, das nirgend  
 Eine stetige Heimath finden konnte,  
 Durchzieht Weltstriche  
 Und setzt über Meere,  
 Und findet an Rufoniens Küsten  
 Eine selige Freistatt.  
 Die Teukrer und Doloper wandern,  
 Und größten Reichern begegnen Veränderungen.  
 Nichts bleibt beständig  
 Wo es geboren ward.  
 Als uns Tellus ans Licht des Lebens goß,  
 Sogen wir einige Tropfen  
 Aetherischer Wärme ein,  
 Die immer in Bewegung ist.



Seit diesem denken wir nicht dran,  
Unserer trägen Mutter, gleich zu ruhn;  
Sondern laufen und laufen,  
Nach unsers Vaters,  
Des Himmels, Natur,  
Unaufhörlich und unaufhaltsam.

L. v.



## Daphnis.

### Ein Schäfergedicht.

Auf einem Hügel, der weit in die Gegend  
den Ausblick verstattete, saß Thirsis, der  
freundliche Hirt, im kühlen Schatten einer Bu-  
che. Vom glühenden Purpur, womit die  
Sonne den festlichen Himmel umzog, von Ze-  
phirs ambrosischem Hauch und von den Freu-  
denstimmen der ganzen Flur entzückt, saß er da,  
und hörte nicht, daß Milon, der liebliche Sän-  
ger durchs rauschende Büschgen hinter ihm da-  
hinstrich. Vergebens hatt' er den Thirsis in sei-  
ner Hütte gesucht, und vor Freude, ihn hier  
zu finden, klatscht er laut in die Hände. Thir-  
sis, erschrocken, sieht schleunig sich um: Bist  
du es, Milon? Sey mir gegrüßt, du liebli-  
cher Sänger! sey mir gegrüßt! — Wie lange

11 5

schon



schon hab ich dich nicht gesehen und kein Lied von dir gehört! Komm lieber Nilon, setze dich her, und sing mir von deinem Daphnis das Lied. Auch ich liebte den Jüngling, den uns das harte Geschick entrissen hat. Ja, erwiedert Nilon, ich will dir das Lied von meinem Daphnis singen.

Ist setzte sich Nilon dem freundlichen Thirsis zur Seite und sang.

Klage mir nach, o Philomele! — Klage mitleidsvoll mir nach, du schwermuthshauchende Sängerin!

Ach, du bist hin! — du schönster der Hirten! — du Schmuß unsrer Flur, lieblicher Daphnis — ach! — du bist hin! — Beweint ihn ihr Hügel! Euch wird nicht mehr der süße Klang seiner Lieder entzücken, der Lieder, die ihr mit vielfacher Stimme oft nachzutönen versuchtet. O ihr Bäche, murmelt traurig um ihn; denn er wird nicht mehr in euch sein holdes Antlitz spiegeln. Ihr stillen Grotten und ihr, geruchreichen Lauben, nie wird er wieder in euch am kühlen Abend sich setzen und auf der Flöte bezaubernde Töne erschaffen. Wenn er die geliebte Flöt ergriß, o wie klopste dann Schäfern und Schäferinnen der schuldlose Busen und hüpfte das Herz vor Freuden. Doch ach! euch wird nicht mehr der Busen klopfen, noch das Herz vor Freude hüpfen! — Denn  
er



er ist hin, der Schönste der Hirten, der Schmuck  
unserer Flur, der liebliche Daphnis.

Klage mir nach, o Philomele! — Klage  
mitleidsvoll mir nach, du schwermuthhauchende  
Sängerin.

Ich sah es, wie er starb, mein Daphnis. —  
Ich sah seine entfärbten Wangen, seinen blas-  
sen Mund, die sinkenden Augen; ich hörte seine  
gebrochenen Seufzer, hörte sein schwaches  
Ach! — sein letztes Lebewohl! Daphnis,  
Daphnis! — warum flohst du so eilend von  
unserer Flur? Du, auf dessen Rosenwangen  
Jugend und Gesundheit glänzten und die heitere  
Freude, die Lust der Schäfer und Schäferin-  
nen, — warum mußtetest du dich unserm Arm-  
bang entreißen? Vergebens zerbrach dem trost-  
losen Vater das Herz, und jammerte um dich  
die verlassene Mutter um den einzigen Sohn,  
den Stab ihres sinkenden Alters, der dahin  
ist. — Der du ihn bedeckst, friedlicher Hü-  
gel, dich werd ich noch oft am einsamen Abend  
besuchen, noch oft auf dich der Freundschaft  
Thränen hinweinen. Und ihr, ihr Schäfer,  
wenn ihr zum Grab eures Daphnis hinwandelt,  
o dann bestreut es mit purpurnen Rosen und  
silberfarbigten Lilien; laßt eine Thräne darauf  
tröpfeln, und saget: Hier liegt der beste der  
Hirten, der Schmuck unserer Fluren, der thrä-  
nenwerthe Daphnis.

Klage



Klage mir nach, Philomele! Klage mir  
jammernnd nach, du schwermuthhauchende  
Sängerin!

Jetzt schwieg Milon. — Von seinem  
Liede genährt senkzten die Weste leise durch den  
Hain. Die Nachtigall stimmt' ihr melancholis-  
ches Lied an, und die Echo, die die benachbar-  
ten Hügel bewohnte, rief traurig, Daphnis,  
Daphnis!

L. v.



### Vorsicht der Jugend.

Leite, Gottheit, deiner Söhne Schritte  
Durch des Lebens unbekanntes Thal,  
Und es breche aus der Wolken Mitte  
Sonnenhell dein purpurrother Strahl.

Tiefe Klüfte gränzen an die Pfade,  
Die wir wandeln in der Jugendzeit,  
Und gleich Ottern in dem kühlen Bade  
Liegt die Bosheit in der Dunkelheit.

O! sie lauscht mit aufgesperstem Rachen  
Auf den Jüngling, nicht von dir geführt,  
Der dem Unglück blos, gleich leichten Rachen  
Unter Klippen seine Bahn verliert.

Rennet



Kennet er, durch wilder Triebe Feuer  
Angeflammt, unter diese Brut;  
Weh dem Armen! dieses Ungeheuer  
Saugt heishungrig ihm sein letztes Blut.

Tödtend naget sie mit Schlangenbissen,  
Nie gesättigt die gequälte Brust,  
Haucht Verzweiflung ihm in das Gewissen,  
Und verbannt auf ewig jede Lust.

Hütet euch vor ihrem Gift, ihr Freunde,  
Und verachtet ihren Sauberton;  
Ruft sie, o so denkt, es rufen Feinde,  
Und Verderben ist ihr sicherer Lohn.

Häßt das Laster, liebt nur, was Gott liebet;  
So nur findet ihr das wahre Glück.  
Denn die Freuden, die die Jugend giebet,  
Weichen selbst im Unfall nicht zurück.

Ohne Grauen geht der Christ entgegen  
Dem, was fern als Ungewitter droht.  
Laßt die Stürme fürchterlich sich regen;  
Frevler nur, nicht Fromme schreckt der Tod.

L. v.

---

Heber

Ueber viele unsrer Moden.

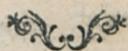
Freund, kein Bürger dieser Welt ist frei,  
 Alle fesselt Modetyrannei,  
 Sie, den Damen, Stuzzern, eitlen Zosen  
 Durch Jahrtausende Gesezze gab,  
 Schwingt auch über steife Philosophen  
 Eigensünnig ihren Zauberstab.

Sie verordnet Anstand, Sprache, Ton,  
 Lehrmethoden, Deklamation,  
 Schöne Krümmungen für unsern Rücken,  
 Wenn er sich vor Hochgebohrnen neigt.  
 Sie erschafft Misfallen und Entzücken;  
 Die Vernunft erhält Befehl und — schweigt.

Aus dem Füllhorn, das sie lächelnd hält,  
 Sieh, was alles auf uns nieder fällt!  
 Degen, Pöschel, Locken, Band und Zöpfe,  
 Federbüsche, tiefer Ehrfurcht werth,  
 Für Dragoner und für schöne Köpfe,  
 Oder für ein stolzes Schlittenpferd! —

Sonst war Ordnung Stolz der Wissenschaft,  
 Auch der Kunst verlieh sie Nervenkraft.  
 Nun verhöhnen wir das Schulgeschwätze,  
 Folgen schöpferischen Lammern nur.  
 „Skaven seufzen unter dem Gesezze,  
 „Freye herrschen über die Natur.“ —

Gründ:



Gründlichkeit war sonst der Weisheit Theil,  
Nun ist alles unsrer Zunge feil,  
Ehre ist's, was andre demonstrieren,  
Was ihr schon aus innerer Regung wißt,  
Zu verlachen. — Nicht, weil jene irrten,  
Sondern — weils nun einmal Mode ist.

Großen schmeicheln, sich vor Niedern blähen,  
Heiß umarmen, die wir heimlich schmähen;  
Einen Einfall nicht zu unterdrücken,  
Keinen Fehler dem Verdienst verzeihn,  
Laster selbst mit Sittensprüchen schmücken,  
Und in wahrer Thorheit weise seyn;

Wirthlichkeit und strenge Arbeit fliehn  
Stolz von edlen Freunden sich entziehn,  
Weil sie nicht des Goldes Prunk umhüllet,  
Weil man nicht durch ihre Gunst gewinnt,  
Ihre Tafel nicht Schmaruzzer füllet,  
Kein Burgunderwein aus Fässern rinnt;

In des Lebens kurzen Possenspiel  
Sey nur Sinnenlust das wahre Ziel;  
In ein halbes Ritterguth bekleidet, —  
Sey's geborgt! — man werde ehrenwerth,  
Voll Verdienst, so wie vom Volk beneidet.  
Das sind Sachen — die die Mode ehrt.

Chesterfield, ein Ritter, ruft, mein Sohn,  
Deine Wissenschaft sey guter Ton!

Handle



Handle dreist, geberde dich bescheiden,  
 Lerne leben, werde kein Pedant,  
 Tanze zierlich, wisse dich zu kleiden,  
 Und vergesse niemals deinen Stand. —

Grazie macht an Verdiensten reich;  
 Werde keinem steifen Teutschen gleich!  
 Teutsch beleidigt unsrer Fürsten Ohren —  
 Nur Paris kann große Männer ziehn.  
 Freiherrn sind zum Glänzen nur geboren.  
 Laß um Tugend sich das Volk bemühn.

Ob du junger Unschuld Kränze raubst,  
 Dir Betrug und Ehebruch erlaubst  
 Ob dich heimlich Neid und Hochmuth quälen,  
 Das entehrt dich, großer Weltmann, nicht.  
 Denn die Mode duldet schwarze Seelen.  
 Aber keine Flekken im Gesicht.

Ach! so gaukeln wir am Gängelband  
 Durch das Leben an der Mode Hand,  
 Ohne daß sie je zurücke kehren —  
 Die entweihten Stunden unsrer Zeit.  
 Wann wirst du einst wieder Mode werden,  
 Vätertugend, teutsche Redlichkeit?

R. v.




---

Wittenberg, gedruckt bey Adam Christ. Charisius.

7 AB  $\frac{4}{2,14}$

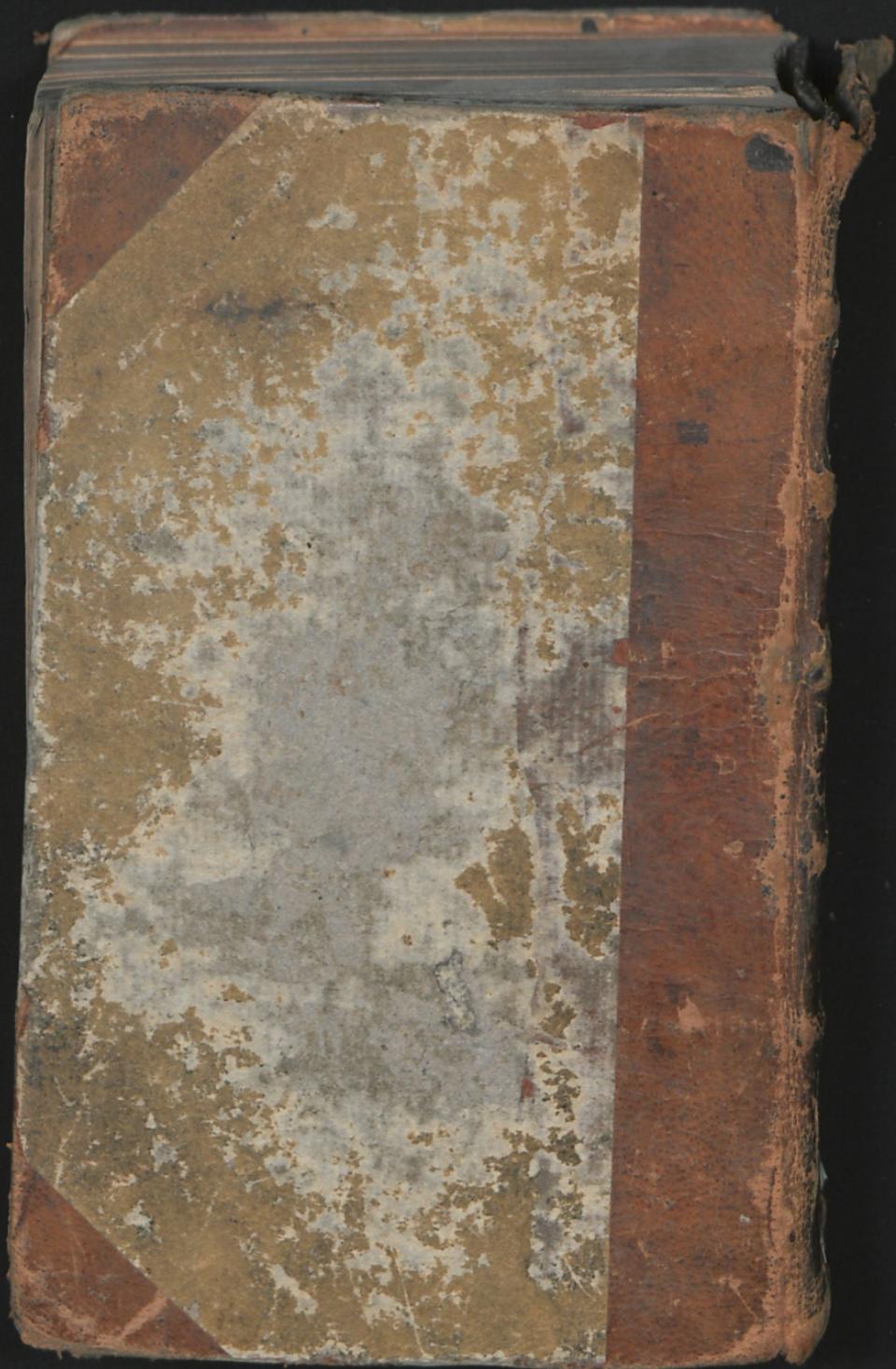
108

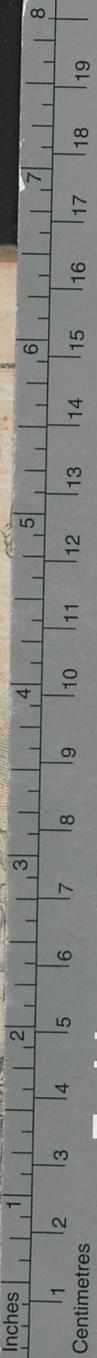
ULB Halle  
005 809 703



3







Farbkarte #13

B.I.G.



Magazin für Jünglinge

oder  
Sammlung  
von

profaischen Aufsätzen,  
Gedichten  
und kleinen Schauspielen,  
in verschiedenen Sprachen.

Vorzüglich  
zum Gebrauch der grossen Schulen  
und Hauslehrer

herausgegeben  
von  
Johann Peter Willenbücher,  
Dektor zu Brandenburg.

Zweite Auflage.

Berlin,  
bey Arnold Weber. 1783.